

Ost- und Westpreußen

Organ des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs in Ostpreußen zu Königsberg, des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs für Elbing und Umgegend und des Westpreußischen Wandervereins zu Graudenz.

Der
Wanderer
durch Ost- und Westpreußen.

Organ des
Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs in Ostpreußen zu Königsberg,
des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs für Elbing und Umgegend
und des Westpreußischen Wandervereins zu Graudenz.

Nr. 7. Elbing — Oktober 1906.

Der „Wanderer" erscheint von April bis Oktober monatlich. — Abonnementspreis (auch durch die Post) 2 Mk. pro Jahr. — Anzeigen: Feld von 40×63 mm 3 Mk. ½ Feld 2 Mk., auf dem Umschlag 4 Mk. ½ Feld 2,50 Mk.

Anzeigen werden in Elbing durch den Verlag, für Ostpreußen durch die Anzeigengeschäftsstelle Königsberg i. Pr., Kantstraße Nr. 11, sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen angenommen.

Die preußischen Ordensburgen.

Was sie waren, sind, und was sie sein könnten. (Fortsetzung.)

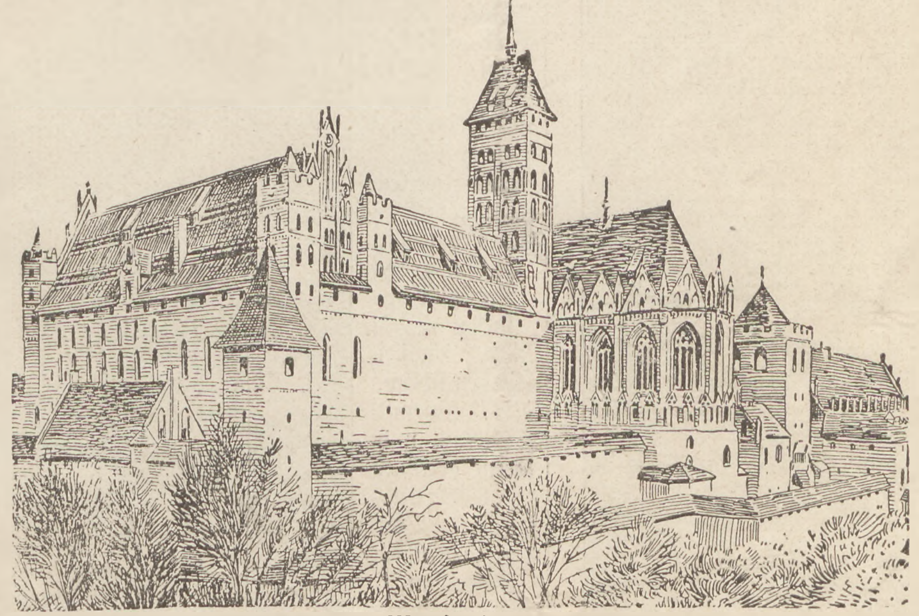
Von Paul Behrend-Kommerau.

Die Burgen in Westpreußen.

Marienburg: Das Haupthaus der Hochmeister des Deutschen Ritterordens, die Marienburg, steht dank der Fürsorge hohenzollernscher Fürsten in seiner alten Herrlichkeit da. Auch der innere Ausbau ist fast vollendet. (Beschreibung im „Wanderer", Jahrgang 1904, Heft 1.)

2. Elbing: Das Elbinger Ordensschloß soll nach der Marienburg das schönste in ganz Preußen gewesen sein. Die aufrührerischen Elbinger zerstörten es 1454 so gründlich, daß heute keine Spur mehr davon vorhanden ist.

3. Mewe: Das zweite Schloß, das nächst der Marienburg dank dem gütigen Geschick, das über ihm gewaltet hat, vor dem Lose der meisten übrigen Ordenshäuser bewahrt geblieben ist, ist das Ordensschloß zu Mewe. Nicht als Ruine, sondern als stattlicher Bau in annähernd denselben Formen, wenn auch freilich in seinem Innern mancherlei Veränderungen vorgegangen sind, zeugt es noch heute von entschwundener Pracht. Leider sind seine alten Prachtgemächer verschwunden, an ihre Stelle sind düstere Zellen getreten. Wo einst der freie deutsche Ritter wohnte, da haust heute in seiner Zelle der von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßene Verbrecher. Das Ordensschloß ist zum Zuchthaus eingerichtet worden. Die vier Flügel des Schlosses umschließen einen quadratischen Hof. An den vier Ecken stehen heute gleich hohe, viereckige Türme. Ehemals war der nördliche Turm zum Haupturm ausgebaut, viel stärker



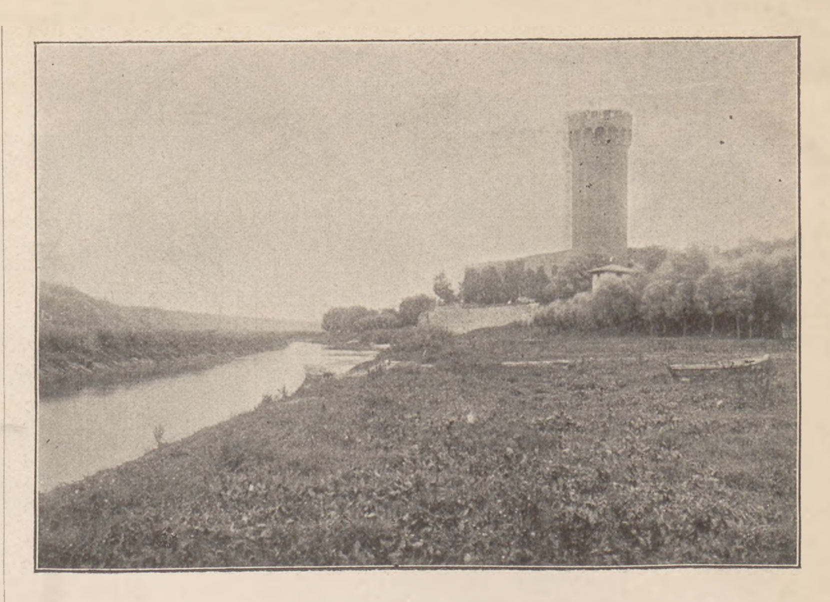
Marienburg.



Evangelische Kirche in Schlochau.



Bergfried des Schwetzer Ordensschlosses.



Schloßruine Schwetz.

und viel höher als die übrigen Türme. Die Umbauung zum Zuchthaus hat mancherlei bauliche Veränderungen nötig gemacht, doch ist das Schloß in seinen Hauptformen erhalten geblieben und ragt hoch über die Häuser der Stadt hinweg.

4. Rehden: Die stattlichste Burgruine Westpreußens liegt in Rehden. Von dem gewaltigen Ordensschlosse sind nicht nur die Grundmauern erhalten geblieben, sondern hohe Mauerreste der einzelnen Geschosse lassen die Einrichtung und Ausdehnung des Schlosses deutlich erkennen. Zwei vierseitige Ecktürme haben dem Zahn der Zeit bisher Widerstand geleistet und sind fast unversehrt.

5. Schlochau: Eine der stärksten Ordensfesten war Schlochau. Der hohe, altersgraue Turm und geringe Mauerreste stehen noch heute. Die Erhaltung des achtseitigen Turmes ist auch für die Zukunft gesichert, denn an diesen Bergfried ist die evangelische Kirche angebaut. Der einstige Wachtturm ernster Zeit ist nun als Glockenturm friedlichen Zwecken gewidmet. Man hat die Plattform der Turmspitze belassen und nicht, wie bei Kirchen üblich, den Turm mit Spitzdach und Kreuz gekrönt.

6. Graudenz: Von der einstigen Ordensburg auf dem sogenannten Schloßberg in Graudenz ist



Steintor in Strasburg.

außer geringen Mauerresten nur noch der runde, zum Teil aus glasierten Ziegeln erbaute, etwa 20 Meter hohe Schloßturm vorhanden. Ursprünglich mag er wohl 30 Meter hoch gewesen sein, denn seine Bekrönung verlor er erst 1807 bei der



Ordensschloß in Gollub.

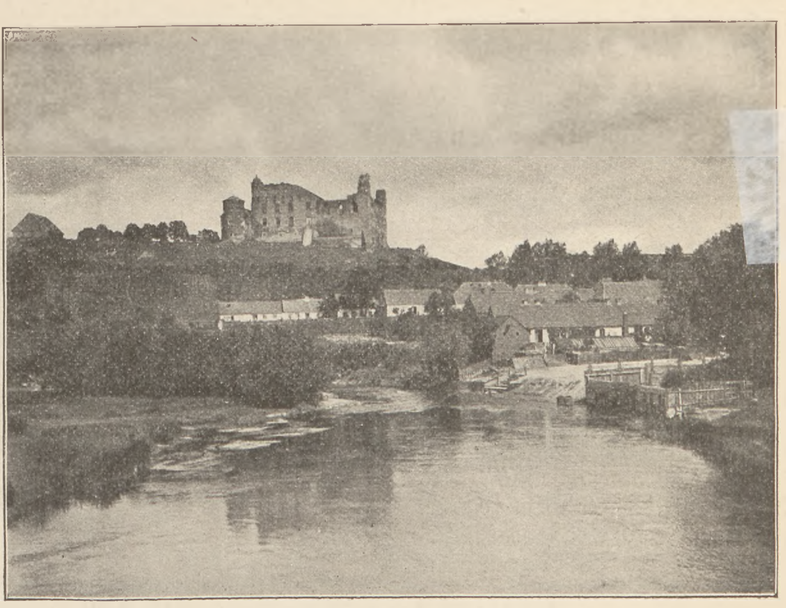
vergeblichen Belagerung der Feste Graudenz. 1895 wurde der 50 Meter tiefe Burghofbrunnen aufgedeckt und wieder hergestellt. Der Graudenzer Schloßberg mit seinen altersgrauen Baudenkmälern und gärtnerischen Anlagen ist ein beliebter Aufenthaltsort der Bürger. Er bietet eine herrliche Fernsicht über den belebten Weichselstrom und die fruchtbare Weichselniederung.

7. Schwetz: Eine der malerisch schönsten Ordensburgruinen in unserer Heimatprovinz liegt in Schwetz. Am linken



Der Dansker in Thorn.

Ufer der Weichsel auf einer Landzunge, welche die Weichsel mit dem einmündenden Schwarzwasser bildet, erhob sich die einst stattliche Burg Schwetz, auf der Heinrich von Plauen, der Retter der Marienburg, Komtur war. Die Burg umschloß einen quadratischen Platz, bestand aber nur aus zwei Flügeln, einem Nordflügel und einem Ostflügel. Die beiden andern Seiten wurden durch 8 Fuß starke, zinnengekrönte Mauern in der Höhe der beiden Schloßflügel umgeben. An den vier Ecken war das Schloß mit runden Türmen versehen. Der nordwestliche Turm überragte alle andern an Höhe und Stärke. Er war der Wachtturm oder Bergfried, 32 Fuß dick, 110 Fuß hoch und mit stattlichen Zinnen versehen. Mit einem Teil des Nordflügels ist



Die Drewenz bei Gollub.

dieser schöne runde Turm mit seiner Bekrönung am besten er-



Der schiefe Turm in Thorn.

halten geblieben. Die erhaltenen Burgreste mit ihren allen Unbilden der rauhen nordischen Witterung trotzenden Gewölben und

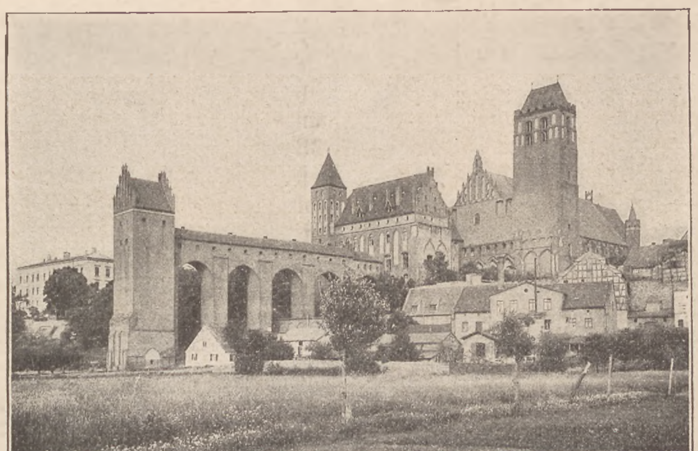
dem sich anlehnenden Turme stehen mitten in einer üppigen Vegetation, wodurch ihr malerischer Eindruck erhöht wird.

8. Strasburg: Von der einst festen Ordensburg in Strasburg ist der Turm, Bergfried, noch gut erhalten geblieben.

9. Kauernick: Am hohen Drewenzufer, das Drewenztal und die Stadt überragend, liegen die Ruinen der Burg Kauernick.

10. Gollub: Recht stattliche Ruinen des einstigen Schlosses, gleichfalls am hohen Drewenzufer sich erhebend, sind hier zum Teil noch gut erhalten, Schloß Golau genannt.

11. Thorn: Von der Thorner Ordensburg sind nur geringe Mauerreste auf uns gekommen. In seinen Hauptteilen wohl erhalten ist allein der Dansker geblieben. In einem mächtigen Schwibbogen führt der Gang in den eigentlichen Dansker oder Kloakenturm. Die Dansker dienten bei den Ordensburgen wohl auch wirtschaftlichen und Verteidigungszwecken. Der Thorner Dansker besaß ehemals einen achteckigen Oberteil mit vier Eckpfeilern und zierlichen Giebeln.



Dom mit Kapitelschloß und großem Dansker in Marienwerder.

Auf dem jenseitigen Weichselufer liegt die Ruine des Schlosses Dybow. Erwähnenswert ist auch der schiefe Turm in Thorn. Er ist 1271 erbaut und hat eine Höhe von 15 Meter. Seine Abweichung von der Senkrechten beträgt eineinhalb Meter. Die ursprüngliche Bedachung des Turmes ist wegen Baufälligkeit schon vor 100 Jahren abgetragen. Der schiefe Turm ist Eigentum der Militärverwaltung und enthielt früher eine Gewehrreparaturwerkstatt. Jetzt sind in dem Turm Wohnungen eingerichtet, und daher ist die vordere Seite des Turmes in drei senkrechten Absätzen eingebart worden, wie es unser Bild erkennen läßt.

12. Marienwerder: Mit seinen großen Mauermassen, dem Dom und Dansker, wirkt besonders Marienwerder noch heute auf den Fremden als Ordensstadt. Der Dansker, in fünf gewaltigen Bogen in den Turm führend, hat in seinem Gange gegenwärtig Gefängniszellen.

13. Schloß Kischau: Hier steht noch ein gut erhaltenes Tor der früheren Ordensburg.

14. Engelsburg: Die Kellerräume der einstigen Burg sind erhalten und mit Ginster und andern Pflanzen überwuchert. Der Hochmeister Ludolf König verwaltete nach seiner Abdankung die Komturei Engelsburg und beschloß auch hier sein Leben. Auf die Engelsburg wurde 1314 der mit Undank belohnte Hochmeister Heinrich von Plauen verwiesen.

15. Schöneck: Einige Reste der einstigen Burg sind noch vorhanden.



Die Engelsburg.



Torturm vom Ordensschloß Roggenhausen.

16. Stuhm: Die Ueberreste des 1250 errichteten Ritterschlosses sind zum Teil erhalten und werden von königlichen Behörden benutzt.



Mewe.
Mit Genehmigung der Jul. Gaebelschen Buchhandlung (Theodor Doleschall), Graudenz.

17. Die Burg Roggenhausen, die seit 1285 Sitz eines Komturs, seit 1333 Vogtei und seit 1454 polnische Starostei war, hatte ehemals eine bedeutende Ausdehnung. Erhalten sind heute nur noch ein mächtiger Torturm, ein kleiner, runder Mauerturm und ausgedehnte Vorburgumwehrungen.



Blick von Neuenburg auf die Weichsel.

18. Neuenburg: Das ehemalige Ordensschloß steht in seinen Umfassungsmauern noch erhalten da. Das Innere ist leider wiederholt verändert. Von 1789 bis 1864 diente das umgebaute Schloß als evangelisches Gotteshaus; gegenwärtig wird es als städtisches Spritzenhaus benutzt. Es sollte in letzter Zeit ganz abgebrochen werden, um einem Schulneubau Platz zu machen. Infolge des Eingreifens der Staatsbehörden bleibt es jedoch als historisches Baudenkmal erhalten.

In manchen Städten unserer Heimatprovinz, wie z. B. in Pr. Friedland, Konitz, Riesenburg usw., sind Reste der alten Befestigungen aus der Ordenszeit, Tore, Mauern u. dgl. erhalten geblieben.

Die Meerfrau.

Einst sah ich die Meerfrau den Wassern entsteigen,
Sie tanzte auf Wellen und sang dazu:
„Dir sind sechs liebliche Kinder zu eigen!
Sechs Kinder! Du glückliche Mutter, du!
Ich habe ein Schloß aus klarem Kristalle,
Mit blinkenden Perlen und bin doch nicht froh,
Ich sitze allein in der schimmernden Halle,
Ich habe kein Kind und ich sehne mich so.
Ich hab solch unaussprechliches Sehnen,
Nach Kinderlächeln und Kindertränen!
O gib mir nur eines und mache mich froh!

Sie streckte zum Strande die schneeigen Arme,
Wie silberne Glocken erscholl ihr Gesang.
Die Mutter sah nach dem jubelnden Schwarme
Der Kinder und rasch ihre Antwort erklang:
„Es sind die Kinder die köstlichsten Rosen,
Die Gott in das Leben der Frauen flicht!
O laß dich von schimmernden Wellen umkosen,
O bade den Leib im sonnigen Licht.
O suche die Perlen nach Wohlgefallen
Und silberne Fische und rote Korallen!
Ein Kind von den meinen, das geb ich dir nicht!“

Da rang sie die Hände in Zorn und in Kummer
Und schwand hinab in das Wogengebraus.
Doch unten rief sie den Sturm aus dem Schlummer
Und sandte die Brandung hinan an das Haus!
Da huschten zum Strande rollend die Wogen,
Den spielenden Kindern mit tückischem Streich!
Schon war das Haus von den Wassern umzogen,
Am Tor stand die Mutter zitternd und bleich.
Da sah auf den Wassern die Meerfrau sie schweben:
„Du wolltest nicht eins deiner Kinder mir geben!
So nehm ich denn alle hinab in mein Reich!“

Georg von Kries-Groß-Waczmirs.

Kurze Prähistorie Westpreußens.

Von der ersten Besiedlung unserer Heimatprovinz bis zum Auftreten des Deutschen Ritterordens.

„Völker verrauschen,
Namen verklingen,
Finstre Vergessenheit
Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Ueber ganzen Geschlechtern aus.“ Schiller.

Unsere Heimatprovinz war zur Eiszeit eine gewaltige Eiswüste. Die skandinavischen Gletscher hatten ganz Norddeutschland überlagert. Auch die Alpengletscher waren in Süddeutschland weit vorgedrungen. Somit war nur Mitteldeutschland eisfrei. Die mitteldeutschen Gebirge haben viele Höhlen aufzuweisen. In diesen Gebirgshöhlen wohnten die ersten Menschen Deutschlands während der Eiszeit und führten mit den Höhlenlöwen, Höhlenbären und anderen Höhlentieren einen erbitterten Kampf ums Dasein. Als Werkzeuge und Waffen benutzten sie abgeschlagene Stücke der zahlreichen Gesteine, die in gespaltene Aeste geklemmt wurden. Daher nennt man diese erste Kulturzeit die

Zeit der geschlagenen Steine oder die ältere Steinzeit. Sie ist in unserer Heimatprovinz durch keinerlei Funde nachweisbar.

Später wurde es in Norddeutschland milder. Die Gletscher wichen weiter zurück. Unsere Heimatprovinz wurde frei vom Eise. Nun siedelten sich Pflanzen und Tiere hier an. Schließlich konnten auch die ersten Menschen von unserer Heimatprovinz Besitz ergreifen. Die erste Besiedlung kann nur von Süden her erfolgt sein, weil im Norden die zurückweichenden Gletscher den Weg verlegten. Die Urbewohner unserer Heimatprovinz hatten bereits, ehe sie hier eindrangen, das Schleifen und Polieren ihrer Steinwaffen erlernt. Diese Kulturzeit nennt man die Zeit der polierten Steinwaffen oder die jüngere Steinzeit. Mit Hilfe des Sandes wurden die Gesteinswaffen sorgfältig abgeschliffen. Man bohrte auch, den Sand um ein hartes Holzstück oder um einen Röhrenknochen wirbelnd, Löcher in die Steinwaffen, um den Stiel fassen zu können. Das Schleifen und Durchbohren waren recht schwierige und zeitraubende Arbeiten. Man warf daher zerbrochene Werkzeuge und Waffen nicht weg, sondern brachte eine zweite Oeffnung an. Durch geschickt geführte Schläge splitterten die Steinzeitmenschen vom Feuerstein einzelne Splitter mit scharfkantigen Rändern ab. Da der Feuerstein sehr hart ist, so ließen sich diese Splitter ohne weiteres verwenden. Die kleinen Feuersteinsplitter wurden quer gefaßt und als Schaber gebraucht, z. B. zum Zurechtmachen der Felle, zum Säubern der Knochen, zum Glätten des Holzes, zur Bearbeitung von Knochen, Horn und Bernstein. Die größeren Feuersteinsplitter, wohl in Holz oder Horn gefaßt, dienten als Messer. Aus Feuerstein wurden auch Lanzen- und Pfeilspitzen verfertigt, die mit roher Schnur aus Pflanzenteilen oder Sehnen befestigt wurden. Aus Knochen und Geweihen arbeitete man Dolche, Pfrieme, Hämmer, Angelhaken und Nadeln. Man hat mehrere Stellen in unserer Heimatprovinz entdeckt, wo anscheinend Werkzeuge und Waffen hergestellt wurden. Dort fand man in größerer Zahl Schaber und Messerchen aus Feuerstein, dazu die Steinkerne, von denen sie abgeschlagen waren. Die Steinzeitmenschen lebten hauptsächlich von Jagd und Fischfang. Sie hatten aber bereits feste Wohnsitze, die sie sich auf geschützten Anhöhen am Meere, an Flüssen und Seen angelegt hatten. Zuweilen werden sie wohl auf Pfahlbauten in Seen selbst gewohnt haben. Von ihren Wohnungen ist uns nichts erhalten geblieben. Von diesen Wohnstätten aus jagten sie Bär, Elch, Hirsch, Reh, Biber, Wildschwein, Fuchs, Hase und andere Tiere. Auch Haustiere wurden gehalten. Von den erlegten Tieren aß der Mensch der Steinzeit nicht nur das Fleisch, sondern auch das Mark der Knochen, die er geschickt aufschlug. Von den Fischen genoß er Barsch, Zander, Schlei, Bresse, Dorsch, Plötz usw. Die Reste seiner Mahlzeiten warf er mit den Knochen, Gräten und Gefäßscherben in Haufen zusammen. Solche Küchenabfallhaufen, wie sie genannt werden, sind z. B. bei Rutzau und Tolkemit am Ostseestrande bloßgelegt worden und haben uns über das damalige Leben und Treiben der Steinzeitmenschen wichtige Aufschlüsse gegeben. Sie beweisen uns, daß in jener ältesten Kulturzeit auch die Töpferei bereits bekannt war. Der Lehm wurde zuerst mit grobem Sande durchknetet. Dadurch erhielt er mehr Festigkeit. Dann wurden die verschiedenen Gefäße aus freier Hand, ohne Zuhilfenahme der Töpferscheibe, geformt. Oft wurden die noch weichen Gefäße durch Umlegen einer Schnur oder durch Einritzen von Strichen mittels des Fingernagels oder eines spitzen Hölzchens verziert. Bei einem offenen Schmauchfeuer wurden schließlich die Gefäße schwach gebrannt. Sie dienten zum Aufbewahren der Speisen oder wurden anderweitig in der Wirtschaft verwandt. Manche eigenartig geformten Tongefäße mögen wohl auch als Tranlampen benutzt worden sein, wie die auf gleicher Kultur stehenden Grönländer es heute noch tun. Vereinzelt gefundene steinerne Feldhacken lassen darauf schließen, daß auch der Ackerbau nicht ganz fremd war. Dieser Ackerbau wurde aber nur ganz einfach betrieben, ähnlich wie bei den Negervölkern Afrikas. Der Boden wurde mit der Feldhacke zunächst aufgelockert. Dann wurde der Samen hineingelegt. Alles übrige wurde wohl der Natur überlassen. Die Steinzeitmenschen kleideten sich in die Felle der erlegten Tiere. Sie schmückten sich mit Halsketten aus durchlochten Tierzähnen oder Bernsteinperlen. Auch aufgenähte Tonscheiben und Bernsteinplatten wurden als Schmuck getragen. Die Leichen der Verstorbenen wurden in der Erde bestattet. Ihnen wurden Waffen und Geräte mit in das Grab gegeben. Man meinte wohl, die Verstorbenen würden sie im Jenseits gebrauchen. Ueber der Begräbnisstätte wurden mächtige Steinkreise errichtet. Seltener sind die Leichen verbrannt und ihre Aschenreste in Urnen beigesetzt worden. Dies geschah erst am Ende der Steinzeit, als die Urbewohner unserer Heimatprovinz mit südlichen Völkern in Handelsverbindungen traten.

Zum wichtigsten Handelsgegenstande wurde der Bernstein, das Gold der Ostsee. Wie alles Gold übte er gar bald seine Anziehungskraft auf die südlichen Völker aus. Die Urbewohner unserer Heimatprovinz tauschten für dieses Gold blanke Waffen, glitzernden Schmuck und allerlei brauchbare Geräte ein. Bisher war ihnen das Metall gänzlich unbekannt gewesen. Nun lernten sie durch den Tauschhandel als erstes Metall die Bronze, eine Metallmischung von Kupfer und Zinn, kennen. Die nun folgende Kulturzeit, die Bronzezeit, umfaßt wie die Steinzeit einen sehr langen Zeitraum. Zur besseren Uebersicht teilt man auch die Bronzezeit in verschiedene Abschnitte ein. Für unsere Heimatprovinz unterscheidet man ältere, jüngere und jüngste Bronzezeit. Die ältere Bronzezeit dauerte bei uns ungefähr von 1450 bis 900 v. Chr., also etwa 550 Jahre; die jüngere Bronzezeit von 900—550 v. Chr., also etwa 350 Jahre; die jüngste Bronzezeit von 550—400 v. Chr., also etwa 150 Jahre. Die ganze Bronzezeit umfaßt demnach für unsere Heimatprovinz einen ungefähren Zeitraum von 1000 Jahren.

Während der älteren und jüngeren Bronzezeit kamen zunächst bronzene Waffen und Werkzeuge bei uns in Gebrauch. Anfangs werden nur die Reicheren sich bronzene Geräte erworben haben. Die Aermeren gebrauchten ihre steinernen Werkzeuge weiter. Später wurde der Gebrauch bronzener Gegenstände allgemein. Die bronzenen Axthämmer erinnern an die Steinhämmer der Steinzeit und mögen diesen nachgebildet sein. Die meißel- oder keilähnlichen Werkzeuge dieser Zeit aus Bronze werden Kelte genannt. Man unterscheidet Flach- und Hohlkelte. Die Flachkelte haben weniger oder mehr aufgerichtete Ränder, zuweilen auch Lappen an den Rändern. Durch die aufgerichteten Ränder oder Lappen wurde der Holzschaft besser festgehalten. Die Hohlkelte weisen mitunter Oesen zum Anbinden an den Schaft auf. Die größeren Kelte wurden wie die Axthämmer als Beile oder Aexte benutzt. Die kleineren Kelte dienten als Stemmeißel. Manche Bronzekelte werden wohl auch als Streitäxte Verwendung gefunden haben. Aus dieser frühen Bronzezeit sind in unserer Heimatprovinz auch bronzene Dolche, Speerspitzen und Schwerter gefunden worden. Die Schwerter sind meist zweischneidig, haben aber oft einen auffallend kleinen Griff. Wahrscheinlich dienten sie wie die Dolche als Stichwaffen, nicht zum Schlagen. Zuweilen sind die Griffe der Dolche und Schwerter schön verziert. Während der älteren Bronzezeit trug man um Arm und Hals einfache, glatte und offene Bronzeringe, zuweilen auch breite Armspiralen. In den Gewändern befestigte man in dieser Zeit lange, oder auch knieförmig gebogene Bronzenadeln. Die letzteren hatten oftmals am Knie Oesen aufzuweisen. In der jüngeren Bronzezeit war der Bronzeschmuck wesentlich anders. An den Armen trug man nunmehr geschlossene, nierenförmige Ringe, die in der Mitte einen Knoten hatten. Den Hals schmückte man mit mehreren Ringen von verschiedener Größe, die hinten zusammengehakt

werden konnten. An den Gewändern trug man bronzene Gewandnadeln, die den heutigen Sicherheitsnadeln und Broschen nicht unähnlich sind und Fibeln genannt werden. Die Plattenfibeln waren aus zwei Bronzeplättchen zusammengesetzt. Eine andere Art Fibel mit einer viereckigen Mittelscheibe und zwei Spiralen war damals in ganz Nordeuropa verbreitet, weshalb sie nordische Fibel genannt wird. Die Gewandnadeln und Fibeln wurden nicht nur vorn am Gewande als kostbarer Schmuck getragen, sondern mußten gleichzeitig das Gewand zusammenhalten. Mit Beginn der Bronzezeit muß sich in den religiösen Anschauungen allmählich bei den Urbewohnern unserer Heimatprovinz ein Umschwung vollzogen haben, der auf den Verkehr mit südlichen Völkern zurückzuführen ist. Die Leichen wurden mit dem bronzenen Schmuck und den bronzenen Waffen angetan und verbrannt. Die Asche und Knochenstückchen wurden in einfachen Tongefäßen gesammelt und über der Erde in aus Steinplatten gebildeten Kistengräbern beigesetzt. Oftmals wurden nun noch unversehrte Schmuckgegenstände oder Waffen beigegeben. Darauf wurden über der Steinkiste gewöhnliche Feldsteine zu einem Hügel aufgeschüttet und dieser zuletzt mit Erde bedeckt. Solche Gräber nennt man deshalb Hügelgräber. Mitunter finden sich bronzene Waffen und Geräte dieser Zeit allein, ohne Urnen, in der Erde vor. Man nennt diese Funde Massen- oder Depotfunde. Vielleicht sollten sie Weihegeschenke für die Götter sein oder wurden vor Feinden verborgen gehalten.

Die jüngste Bronzezeit bildet die Blütezeit der Bronzekultur. Ihr Hauptfundort ist Hallstatt am Hallstätter See in Ober-Oesterreich. Nach diesem Orte wird die jüngste Bronzezeit auch Hallstätter Zeit genannt. Sie ist überall in unserer Heimatprovinz durch zahlreiche Funde nachgewiesen. Alle Bronzesachen zeichnen sich in dieser Zeit durch zierliches Aussehen aus. Man findet wahre Prachtstücke darunter. Auch die Urnen haben gefälligere Formen und reichliche Verzierungen. Die Handelsbeziehungen müssen damals äußerst lebhaft gewesen sein. Die bewunderungswerten Erzeugnisse der Töpferei wie die vermutlich auf großem Reichtum beruhende Prunkliebe sind überhaupt auffallende Merkmale der jüngsten Bronzezeit. Die Bronzewaffen waren schön geformt und reich verziert. Reicher Zierat wurde damals hauptsächlich am Kopf, Hals, Gewand und Arm getragen. Am Kopfe wiesen besonders die Ohren reichlichen und seltenen Schmuck auf. Man trug entweder Ohrringe oder Ohrgehänge. Die Urbewohner unserer Heimatprovinz zierten bisweilen jedes Ohr mit mehreren Ringen. Dazu waren auf den bronzenen Ohrringen öfter blaue Glasperlen, Bernsteinperlen, wohl auch Tonperlen aufgereiht. Die Ohrgehänge bestanden meist aus bronzenen Kettchen. Am Ende dieser zierlichen Kettchen waren zuweilen seltene Muscheln — die Kaurimuscheln des Indischen und Roten Meeres — oder kleine Bronzebleche befestigt. Der Halsschmuck bestand entweder in einfachen Ringen aus Bronze oder in mehreren bronzenen Ringen, die hinten mit einem besonderen Schlußstück versehen waren. Letzterer Schmuck wird „Ringhalskragen" genannt. Halsringe und Ringhalskragen waren außerdem oftmals mit Klapperblechen verziert. Das Gewand trug auch reichen Schmuck. Die Gewandnadeln endigten entweder in Spiralen oder waren am oberen Teile so gebogen wie der Hals eines Schwanes. Letztere Nadeln werden deshalb „Schwanenhalsnadeln" genannt. Auch ähnliche Gewandnadeln, wie wir sie aus der früheren Bronzezeit kennen lernten, schmückten während der jüngsten Bronzezeit das Gewand. Außerdem wurde das Gewand mit einem Gürtel, der mitunter bronzenen Schmuck aufwies, umschlungen. Im Gürtel wurden gern Waffen und Werkzeuge getragen, wie Dolche, kleine Schleifsteine zum Anschärfen der Bronzewaffen, Haarzangen oder Pinzetten u. dgl. Die Haarzangen wurden vielleicht zum Ausziehen oder Abkneifen von Barthaaren benutzt. Schließlich wurde auch der Arm mit reichem Bronzeschmuck verziert. Noch immer beliebt waren bronzene Armspiralen. Nur waren dieselben nicht mehr so breit wie zur älteren Bronzezeit. Manche Armspiralen endigten in eine Schleife und werden deshalb „Schleifenringe" genannt. Die offenen Armringe der jüngsten Bronzezeit haben knopfartige Enden, während die offenen Armringe der älteren Bronzezeit spitz endigten. Der weitere Armschmuck wurde um den bloßen Oberarm, der engere um das Handgelenk getragen. Die zahlreichen Tongefäße aus der jüngsten Bronzezeit sind recht sauber gearbeitet, gewöhnlich schön geglättet und auf die mannigfaltigste Weise verziert. Außer der Terrinenform ist bei den größeren Tongefäßen die Kannenform häufig vertreten. Die kleinen Tongefäße haben die Form von Töpfen, Schalen und Näpfchen. Die größeren Tongefäße gliedern sich deutlich in Kopf, Hals und Bauch. Am Kopfe dieser Urnen sind häufig Teile des menschlichen Gesichtes dargestellt. Solche Urnen nennt man daher „Gesichtsurnen". Die Gesichtsurnen lassen Ohren, Nase, Augen, Mund, ja sogar den Bart erkennen oder weisen nur einzelne dieser Gesichtsteile auf. Die Kopfbedeckung ist durch einen oft verzierten Urnendeckel versinnbildlicht. Der Urnenhals trägt entweder wirklichen Schmuck oder die erhabene Darstellung eines Schmuckes. Auch der bauchige Teil dieser Urnen ist in verschiedener Weise verziert, nicht selten durch einfache Zeichnungen. Diese Zeichnungen stellen durch eingeritzte, einfache Striche ohne jede Perspektive Reiter, bespannte Wagen, Bäume, Jagdszenen usw. vor und geben uns hochwichtige Aufschlüsse über jene ferne Zeit. Alle in den noch weichen Ton eingeritzten Zeichnungen waren ursprünglich mit einer weißen Masse eingerieben, so daß sie sich von der dunklen Oberfläche der Urne scharf abgehoben haben. Auch in der jüngsten Bronzezeit wurden die Verstorbenen, angetan mit Schmuck und Waffen, verbrannt. Die gebrannten Knochenreste wurden ebenfalls in Urnen gesammelt. Während aber die Steinhügelgräber der älteren Bronzezeit über der Erde angelegt wurden, setzten die Urbewohner unserer Heimatprovinz während der jüngsten Bronzezeit die Urnen in der Erde bei. Unter der bewachsenen Erde wurde aus großen Steinplatten sorgfältig eine Kiste zusammengefügt. Die Wände der Kisten sind oft zwei- bis vierfach. Die Grundgestalt ist meistens die eines gestreckten Rechteckes. Solche Grabstätten nennt man „Steinkistengräber". Die Urnen mit den Knochenresten stehen zuweilen auf platten Steinen. Unter den gewöhnlichen Urnen kommen die vorher erwähnten Gesichtsurnen vor. Ferner findet man kleine Beigefäße leer im Grabe. Diese Gefäße nennt man auch „Zeremonialgefäße". In ihnen wurden wohl den Toten Nahrungsmittel mit in das Grab gegeben. In seltenen Fällen schüttete man die Reste des Leichenbrandes in bronzene Gefäße. Außerdem fügte man noch unversehrte Schmucksachen und Waffen der Urne oder dem Grabe bei, damit der Tote sie im Jenseits gebrauchen könne. Bei ihrem regen Handelsverkehr mit südlichen Völkern waren die Urbewohner unserer Heimatprovinz am Ende der Bronzezeit allmählich mit dem Eisen bekannt geworden. Das Eisen wurde der Bronze gleichgeschätzt und zuerst nur zu Schmucksachen verwendet. Eiserne Ringe wurden am Ohr, um Hals und Arm getragen. Auch eiserne Gewandnadeln und eiserne Haarzangen kamen in Gebrauch. Bald erkannte man jedoch die vorzüglichen Eigenschaften des Eisens, und die Urbewohner unserer Heimatprovinz traten allmählich aus der Bronzezeit in die Eisenzeit über.

Die Eisenzeit umfaßt eine Vorzeit, eine Blütezeit und eine Nachzeit. Die Blütezeit ist die Zeit, in der sich der Einfluß der weltbeherrschenden Römer selbst in unserer entlegenen Gegend bemerkbar machte. Diese Zeit heißt daher die römische Zeit. Die Vorzeit oder ältere Eisenzeit wird die vorrömische Kulturzeit genannt. Ihr charakteristischer Fundort liegt wie bei der jüngsten Bronzezeit oder Hallstätter Zeit außerhalb unserer Heimatprovinz. Am Nordende des Neuenburger Sees im Kanton Neuchâtel der französischen Schweiz wurden die bemerkenswertesten

Funde aus dieser Zeit gemacht. Da die Stelle des betreffenden Sees „La Tène", auf deutsch „Die Untiefe", heißt, so wird die vorrömische Zeit auch als La Tène-Zeit bezeichnet.

Die vorrömische Zeit oder La Tène-Zeit umfaßt in unserer Heimatprovinz die Zeit um Christi Geburt. In ihr ist das Eisen bereits zur Vorherrschaft gekommen, und die Verwendung der Bronze tritt in den Hintergrund. Die Einführung des Eisens mußte gerade auf die Herstellung der Waffen einen ganz gewaltigen Einfluß ausüben. Wir finden daher in dieser Zeit fast durchweg eiserne Waffen vor, wie Schwerter, Lanzen und Schilde. Auch die Geräte und Werkzeuge waren hauptsächlich aus Eisen. Eiserne Sporen, Schnallen, Fibeln, Raspeln, Feilen, Gravierstichel, Nadeln, Messerchen, Scheren usw. sind im heimatlichen Boden aufgefunden worden. Die Bronze findet nur bei wenigen Schmucksachen Verwendung. Es werden nur noch bronzene Armringe, Gürtelhaken u. dgl. getragen. Tönerne Spinnwirtel dieser Zeit beweisen, daß Spinnen und Weben allgemein bekannt waren. In den Begräbnisgebräuchen tritt ebenfalls eine wesentliche Aenderung ein. Zwar wird der Leichenbrand beibehalten, aber die Aschenurnen werden ohne Steinkiste lose in kesselförmigen Gruben dem Boden übergeben. Oft wird die Knochenasche auch ohne jede Urne nebst den Beigaben einfach in kleine Gruben, die man Brandgruben nennt, geschüttet. Zu den Beigaben gehören kleinere Tongefäße, Waffen und Werkzeuge. Die größeren eisernen Gegenstände, wie Schwerter, Lanzenspitzen u. dgl., wurden vor der Beisetzung wie Bandeisen mehrfach zusammen gebogen, insbesondere wenn sie den Urnen beigefügt werden sollten.

Die römische Zeit hatte einen regen Handel zwischen den römischen Provinzen und dem Ostseegebiet herbeigeführt. Seitdem unter dem grausamen Kaiser Nero ein römischer Ritter den Ostseebernstein bei den Fechterspielen in Rom in solcher Menge eingeführt hatte, daß selbst die Netze, welche die Schaubühne vor dem Angriffe der wilden Tiere schützten, mit Bernsteinstückchen geknüpft waren, wurde der Bernstein bei den prachtliebenden Römern zum Modeartikel. Die mannigfaltigen Erzeugnisse einer hohen römischen Kultur, die damals ihren Absatz auf weiten Handelswegen bis in unsere entlegene Heimat fanden, wurden entweder gegen den geschätzten Bernstein oder gesuchte Tierfelle eingetauscht oder für römische Kaisermünzen gekauft. Die Waffenfunde werden während der römischen Zeit bei uns seltener. Ueberall überwiegen die verschiedenen Erzeugnisse römischer Kunst. Dieselben sind nicht nur aus Bronze, Glas, Bernstein und Knochen, sondern auch aus Gold und Silber hergestellt. Zu diesen römischen Erzeugnissen gehören Gewandfibeln der verschiedensten Form, Armringe und Armspiralen aus Bronze und Silber, Halsketten nebst Schließhaken von Silber und Gold, bronzene Schnallen, Riemenzungen und Sporen, ferner ein- und zweiseitige Knochenkämme, Glasknöpfe, farbige Glasperlen, verschiedenartige Anhänger aus Silber, Gold, Bernstein sowie aus Kauris und andern fremden Schnecken. Außerdem kommen größere Gebrauchs- und Prunkgefäße von edler Form, darunter Schalen, Kessel, Schöpfkellen, Kasserollen, Kannen, Gläser usw. vor. Die römischen Kaisermünzen, die dem Handelsverkehr dienten und bis in unsere Heimatprovinz gelangt sind, bestehen aus Bronze, Silber oder Gold, doch sind die Silbermünzen am häufigsten. Die Leichen wurden meistens unverbrannt mit Kleidung und Schmuck bestattet. Sie liegen gewöhnlich in regelrechten Reihen, so daß man diese Beerdigungsweise „Reihengräber" genannt hat. Die Skelette der Reihengräber haben nur höchst selten geringe Reste der üblichen Kleidung erhalten, dagegen findet man am Arm Armringe und Armspiralen, an der Hüfte Schnallen und Messerchen, am Kopfe Knochenkämme, Nadeln und Ohrringe, am Halse allerlei Glas-, Email- und Bernsteinperlen, am Schlüsselbein und auf der Brust Gewandfibeln und in der Mundhöhle zuweilen eine Münze. Neben den Skeletten stehen Vasen, Kannen, Kasserollen, Gläser u. dgl. Bisweilen wurden auch den Toten in einer Bronzeschale Nahrungsmittel, wie z. B. Haselnüsse, mit ins Grab gegeben. Seltener wurden während der römischen Zeit die Leichen verbrannt und in Ton- oder Bronzegefäßen beigesetzt.

Die Nachzeit der Eisenzeit ist die nachrömische Zeit. Mit der Völkerwanderung hört der Einfluß des Römervolkes in unserer Heimatprovinz auf. Als später die Araber, durch Mohammed und seine Nachfolger zum religiösen Fanatismus entflammt, weithin ihre Kriegszüge zur Ausbreitung der neuen Religion unternahmen, wurde ihre neue Hauptstadt Bagdad bald ein Mittelpunkt für den Handelsverkehr fast der ganzen damals bekannten Welt. Die Handelsbeziehungen der Araber erstreckten sich sogar weithin nach dem Norden bis zu den Ostseeländern. Daher wird die nachrömische Zeit auch die arabisch-nordische Zeit genannt.

Die nachrömische Zeit oder arabisch-nordische Zeit reicht von der Völkerwanderung im 4. Jahrhundert n. Chr. bis zum Beginn der Ordenszeit. In diese Zeit fallen auch die ersten Strahlen einer geschichtlichen Morgenröte. Die Goten hatten ihre alten Wohnsitze verlassen, und die Wenden, die solange weiter östlich gewohnt hatten, waren in das Weichselgebiet eingedrungen. Aus dem Bericht des Seefahrers Wulfstan erfahren wir, daß rechts der Weichsel die Esthen oder Pruzzen, links der Weichsel die slawischen Wenden in unserer Heimatprovinz wohnten. Dies stimmt auch mit den vorgeschichtlichen Funden aus dieser Zeit überein. So sind z. B. die sogenannten Hakenringe, das sind kleine, eigentümliche, offene Ringe aus Silber oder Bronze von der Gestalt eines Hakens, deren eines Ende schleifenförmig umgebogen ist, nur westlich der Weichsel und im Culmer Lande gefunden worden. Diese Hakenringe waren ein charakteristischer Kopfschmuck der slawischen Bevölkerung und wurden noch in geschichtlicher Zeit in Polen vielfach getragen. Die übrigen Schmucksachen bestanden aus Schließhaken, Armringen, Behängen von Silber, aus Glas-, Achat- und Tonperlen u. dgl. Die meisten Silbersachen sind eigentümliche Arbeiten aus Silberdraht, sogenannte Silberfiligranarbeiten. Die vorgefundenen Münzen sind teils Kufische Münzen, teils deutsche, englische und ungarische Münzen. Erstere sind nach der Stadt Kufa benannt und heißen auch Dirhems. Letztere weisen auf einen gleichzeitigen Verkehr nach dem Westen und Süden hin. Oft sind die Münzen kurz und klein gehackt und bilden die Hacksilberfunde. In der arabisch-nordischen Zeit wird sowohl die Beerdigung als auch die Verbrennung der Leichen geübt. Die Tongefäße zeichnen sich durch eigenartige Verzierungen aus, meist kommen parallele Linien vor, die horizontal oder wellenförmig verlaufen. Ueberreste von Wohnungen sind uns aus den früheren Kulturzeiten nicht erhalten geblieben. Erst aus der arabisch-nordischen Zeit lernen wir Reste von Bauten kennen. Es sind dies die zahlreichen Burgberge und Burgwälle, die im Volksmunde gewöhnlich Schwedenschanzen, Heidenschanzen oder Schloßberge heißen. Sie waren in kriegerischen Zeiten Zufluchtsstätten für Menschen und Vieh. Daher findet man in diesen Anlagen in geringer Tiefe Ueberreste von Haustieren, Wild und Fischen, auch von Tongefäßen und Geräten. Auf mehreren Burgbergen sind auch Reste von Ziegelbauten gefunden worden, ein Beweis, daß sie bis in die geschichtliche Zeit, bis in die Ordenszeit, benutzt wurden und dem hartnäckigen Kampfe der heidnischen Pruzzen (Preußen) mit den kühnen Ordensrittern gedient haben mögen.

Benutzte Quellen:

1) Die amtlichen Verwaltungsberichte des Westpreußischen Provinzialmuseums.
2) Diesbezügliche Werke und Schriften des Herrn Professors Dr. Conwentz, Direktor des Westpr. Provinzialmuseums.
3) Zahlreiche schriftliche und mündliche Mitteilungen der Herren Professoren Dr. Conwentz und Dr. Kumm.

Groß-Loßburg und sein Kaiser-Wilhelm-Denkmal.

Groß Loßburg ist eine der ersten Landgemeinden, die in Westpreußen von der Königlichen Ansiedlungskommission für Westpreußen und Posen gegründet sind. Aus polnischer Hand wurde das etwa 4000 Morgen große Gut Groß-Loßburg erworben, in 64 Ansiedlerstellen aufgeteilt und im Jahre 1901 auf Allerhöchsten Befehl in eine Landgemeinde umgewandelt. Das frühere Gutshaus ward zum Pfarrhaus umgebaut, und mitten in den früheren Gutsgarten hinein eine neue, freundliche Kirche gesetzt, zu der nun etwa 1300 Evangelische eingepfarrt sind. Groß-Loßburg selbst zählt etwa 650 Einwohner.



Das erste Denkmal Kaiser Wilhelms II. in Westpreußen.



Evangelische Kirche in Groß-Loßburg.

Das Dorf liegt an der Chaussee, die von Zempelburg nach Tuchel führt. Von Groß-Loßburg aus liegen nach Tuchel zu an dieser Chaussee noch die Ansiedlungsgemeinden Neu-Waldau, Wilkowo und Groß-Klonia, letzteres schon im Kreise Tuchel und nicht weit von der Tucheler Heide.



Inneres der Ansiedlungskirche in Groß-Loßburg.

Zwischen der Groß-Loßburger zweiklassigen Schule und dem Dorfteich führte die Chaussee unlängst noch an einer, einem polnischen Besitzer mitgehörigen, ebenso geräumigen wie unsauberen Grube vorüber, die dem sonst schön ausgebauten Dorf nicht zur Zierde gereichte und den die Chaussee Befahrenden einen häßlichen Anblick darbot. Da tauchte in der Gemeinde der Gedanke auf, man müßte den Platz zu einer öffentlichen Anlage umgestalten, und in der Folge verdichteten sich die verschiedenen laut werdenden Pläne in dem einstimmigen Gemeindebeschluß, es sollte auf dem Platze eine Büste Sr. Majestät des Kaisers inmitten gärtnerischer Anlagen aufgestellt werden. Der Gedanke wurde bald zur Tat, und am Sedantage dieses Jahres konnte das hübsche Denkmal, das wir heut im Bilde vorführen, eingeweiht werden. Dabei schilderte Landschaftsdirektor

v. Bothe aus Zahn, wie die Gemeinde Groß-Loßburg nach den vielen überwundenen Schwierigkeiten auf ihre Leistung stolz sein könne, die erste Landgemeinde im deutschen Reiche zu sein, die unseren Kaiser durch ein würdiges Denkmal ehrt. Das Denkmal besteht aus einem über 2 Meter hohen Postament aus Elbsandstein, auf dem eine überlebensgroße Bronzebüste den Kaiser in Admiralsuniform darstellt.

Groglied.

Melodie: Hobellied.

Von Betty Hoffmann.

Wohl mancher Dichter schon besingt
Kaffee und Bier und Wein,
Doch niemand, der's zustande bringt,
Dem **Grog** ein Lied zu weihn.
Drum sing mit mir und sag mir dank
Jetzt hell im hohen „C“:
:,: **Es leb Ostpreußens Maientrank**
Es leb der **Grog!** Juchhe!! :,:

Ins Glas tu erst den Rum hinein,
Den Zucker dann darauf,
Und dann erst gieß das Wasser ein,
Und acht, daß dies recht raucht.
Denn heiß muß es vor allem sein,
Ostpreußens Maigetränk
:,: Dann fließt es in die Kehl hinein
Als wie ein Gottgeschenk! :,:

Doch brau es nicht so sanft wie 'n Lamm,
Nein, steif als wie ein Bock,
Dann weißt erst, wenn er schmecken soll,
Ostpreußens schöner Grog.
Trink stets nur eins und eins darnach,
Ein dritt' und viertes auch,
:,: Geschmack, der kommt erst allgemach,
Und so ist's Trinkgebrauch! :,:

Wenn du nun sitzt beim Gläschen Grog,
Dann sing dies Lied dabei,
Und denk: „Wie ist das Leben doch
So schön! Juchheißa, hei!!
Das Leben ist so kurz bedenk,
Drum sing im hohen „C“:
:,: **Es leb Ostpreußens Maigetränk,**
Es leb der Grog! Juchhe!! :,:

Volkstümliches in Westpreußen.

Gesammelt und nach dem Volksmunde wiedergegeben von Paul Behrend, Lehrer in Kommerau.

I. Volksmärchen.

5. Die drei Wanderburschen.

Es waren einmal drei Wanderburschen, die gemeinschaftlch in die weite Welt hinauszogen. Sie kamen nach langer Wanderung in einen sehr großen Wald und verirrten sich. Nachdem sie zweimal vierundzwanzig Stunden umhergelaufen waren, trafen sie weder eine menschliche Wohnung an, noch konnten sie überhaupt wieder aus dem Walde herausfinden. Ermüdet und vom größten Hunger gepeinigt, setzten sie sich schließlich nieder und ergaben sich in ihr Schicksal. Betrübt sprach der eine Wanderbursche zu den andern: „Wir wollten wohl jetzt gern dem Teufel dienen, wenn wir nur wieder aus dem Walde herauskämen!“

Bald darauf kam ein schmucker Jäger daher. Erfreut sprachen die Wanderburschen untereinander: „Der wird uns gewiß den rechten Weg sagen können!“ Sie sprangen auf, eilten dem fremden Jäger entgegen und fragten ihn nach dem Wege, der aus dem Walde führe. Der Jäger antwortete: „Wißt Ihr wohl, was einer von Euch vor kurzem gesagt hat? Ich bin derjenige, dem Ihr dienen wollt! Versprecht Ihr mir, treu zu sein, so will ich Euch gern aus dem Walde geleiten und Euch auch noch so viel Geld geben, daß Ihr nimmer Not leiden sollt. Eure Seelen sollen aber nach Eurem Tode mir gehören.“ In ihrer großen Not gaben die drei Wanderburschen gern das Versprechen. Darauf führte sie der Jäger sogleich aus dem Walde, gab ihnen sehr viele Dukaten und sagte: „Gehet in die nächste Stadt, setzt Euch im ersten besten Wirtshause hinter den Tisch und tut weiter keine Rede mehr, als der eine soll nur sagen: „Wir sind unserer drei!“ Der andere darf nur sprechen: „Fürs Geld!“ Der dritte soll keine anderen Worte reden als: „Uns geschieht recht!“ Ihr sollt auch aus dem Wirtshause nicht mehr hinausgehen, Euch auch nicht schlafen legen, sondern abwechselnd im Sitzen schlafen, bis alles zu Ende sein wird. Fordern und bezahlen braucht Ihr nicht. Legt nur eine Hand voll Dukaten auf den Tisch, so wird Euch der Wirt schon auftragen.“ Die Wanderburschen taten, wie ihnen befohlen war, gingen in ein Wirtshaus der nahen Stadt, setzten sich hinter den Tisch, legten eine Hand voll Dukaten vor sich hin und warteten, bis der Wirt hinzukam. Bald erschien auch der Wirt, hieß sie herzlich willkommen und fragte nach ihrem Begehr. Der erste sprach: Wir sind unserer drei!“ Der andere rief: „Fürs Geld!“ Der dritte sagte: „Uns geschieht recht!“ Der Wirt hörte die sonderbare Rede ruhig an. Als er aber die vielen Dukaten sah, kümmerte er sich nicht weiter darum, sondern ging hin, holte Bier, Wein und Branntwein herbei, setzte alles den Gästen vor und nahm von den Dukaten so viele, als er meinte, daß es genug seien. Auf Mittag brachte er auch Essen und nahm abermals eine Anzahl Dukaten an sich. Die Wanderburschen führten ihr eintöniges Gespräch weiter, aßen und tranken aber dabei nach Herzenslust. Am Abend brachte der Wirt nochmals Essen und auch Licht, strich wieder vergnügt eine Anzahl Dukaten ein und ließ die Gäste allein. So saßen die drei Wanderburschen die Nacht hindurch, schliefen wohl auch im Sitzen, während einer abwechselnd wachte, tranken und aßen wie ihnen beliebte und ließen zuweilen ihr alleiniges Gespräch: „Wir sind unserer drei“, „Fürs Geld“ und „Uns geschieht recht“ hören.

Am anderen Abend kam ein reicher Graf vor das Wirtshaus gefahren, kehrte ein und fragte den Wirt, ob er für seine

Pferde Futter und Stallung und für sich und seine Diener Herberge bekommen könne. Der Wirt versprach zu tun, was der Graf verlangte, und geleitete den Grafen in die Wirtsstube. Als der Graf die drei Wanderburschen erblickte, fragte er sie sogleich, welcher Profession sie angehörten und was für Landsleute sie seien. Der erste sagte: „Wir sind unserer drei!" Der andere sprach: „Fürs Geld!" Der dritte antwortete: „Uns geschieht recht!" Der Wirt aber sprach zu dem verwunderten Grafen: „So sprechen diese fremden Leute beständig. Ich habe in 36 Stunden noch kein anderes Wort von ihnen gehört, sie werden doch vermutlich nicht mehr reden können." Der Graf schien beruhigt zu sein und eilte, daß er zur Ruhe kam. Er ließ sich auf der Erde ein Lager zurecht machen, seine Diener dagegen mußten zwei große Koffer mit Geld hereinholen und vor das Lager stellen. Während der Graf sich auf das einfache Lager legte, mußten die Diener auf den Koffern Platz nehmen und dort, so gut es ging, ruhen. Da alle drei von der Reise sehr ermüdet waren, schliefen sie bald ein. Die drei Wanderburschen blieben auch die zweite Nacht bei Licht am Tische sitzen. Einer hielt abwechselnd Wache, während die anderen beiden schliefen.

Um Mitternacht kam die Frau des Wirts mit einem Licht herein und sah nach, ob der Graf und seine Diener fest schliefen. Dann ging sie zur Tür hinaus und kehrte bald darauf mit dem Wirt und dem Knecht zurück. Jede Person hatte eine Axt in der Hand. Der Wanderburche, der gerade wachte, stieß erschreckt die anderen an und weckte sie auf. Als sie sich aufrichteten, wollten sie um Hilfe schreien. Aber sie dachten noch rechtzeitig an das gegebene Versprechen und riefen wirr durcheinander: „Wir sind unserer drei! Fürs Geld! Uns geschieht recht!" Die Wirtsleute mit dem Knecht kehrten sich aber gar nicht an sie, sondern schlugen Graf und Diener zugleich tot, nahmen die Koffer mit dem Geld in die Kammer und gingen wieder zur Ruh.

Am anderen Morgen kam die Frau in die Wirtsstube, besah den Grafen und seine Diener und schrie gewaltig los: „Liebes Mannchen, der Graf ist mit seinen Dienern totgeschlagen. Das haben diese drei Wanderburschen getan. Nun ist es zu sehen, was das für Leute sind. Es sind Räuber, darum haben sie auch so viel Geld. Es kann nicht anders werden, Du mußt auf das Blutgericht gehen und es anmelden!" Der Wirt ging sogleich hin. Das Blutgericht kam unverzüglich nach dem Wirtshause, die drei Wanderburschen zu verhören. Diese aber blieben bei ihrer alten Rede. Der erste sagte zum Richter: „Wir sind unserer drei!" „Ja," entgegnete der Richter, „das sehe ich, darum habt Ihr auch gleich drei totgeschlagen." Der zweite sprach: „Fürs Geld!" „Das glaube ich gern," sprach der Richter, „fürs Geld tut Ihr alles." Der dritte rief: „Uns geschieht recht!" „Ja, ja," meinte der Richter ernsthaft, „es wird Euch recht geschehen, wenn Ihr an den Galgen kommen werdet." Darauf wurden die drei Wanderburschen festgenommen und in das Gefängnis gesetzt. Da sie bei einem nochmaligen Verhör auch keine anderen Worte äußerten als die früheren, befahl der Richter, sie am nächsten Tage aufknüpfen zu lassen.

Wie nun alles Volk, darunter auch die Wirtsleute und der Knecht, auf dem Richtplatze versammelt war, wurden die drei Wanderburschen herbeigeschleppt, um gehängt zu werden. Schon wollte der Schinderknecht den Strick nehmen und die Schlinge einem der Wanderburschen um den Hals legen, da kam der Jäger zu Pferde angesprengt, schwenkte mit seinem Schnupftuch in der Hand und schrie gewaltig: „Pardon!" Erstaunt hielt der Schinderknecht inne und wartete auf den Jäger. Als er näher kam, erhob sich plötzlich ein heftiger Sturm, der den Schinderknecht vom Galgen schmiß und alle Leute zurücktrieb. Der Jäger aber sprach zu den Wanderburschen: „Nun, meine treuen Knechte, dürft Ihr reden. Wer hat die drei Männer totgeschlagen, Ihr oder die Wirtsleute mit dem Knecht?" Da erzählten sie laut alles, wie es geschehen war. Die Wirtsleute und der Knecht liefen, als sie sich verraten sahen, im größten Schreck davon. Die Frau sprang in den Brunnen, der Wirt erstach sich und der Knecht hängte sich auf. Ehe das Blutgericht hinzukam, waren alle drei tot. Der Jäger aber gab den Wanderburschen noch viel mehr Geld und sprach zu ihnen: „Meine treuen Knechte, jetzt gehet in Frieden mit dem Gelde heim, ich will keinen Anteil an Euch haben! Ich habe schon jene drei Seelen und weiter verlange ich nichts. Ihr habt mir treulich gedienet und sollt von Eurem Versprechen entbunden sein." Vergnügt reisten die Wanderburschen nach Hause und lebten glücklich bis an ihr Ende.

II. Volkslieder.

11. Holdes Grün, wie lieb ich dich.

Holdes Grün, wie lieb ich dich,
Süßer Augentrost für mich;
Denn du bist, so wahr, so wahr ich bin,
Aller Farben Königin.

Welche Farbe hat die Pracht,
Die sich selbst so reizend macht?
Grün, ach grün ist Wald und Flur,
Grün ist das Festkleid der Natur.

Hätte ich ein Königreich,
Stellt ich's der Natur an gleich,
Alle Mädchen jung und schön
Müßten grün gekleidet gehn.

Mohammed war ein Patron,
Echte Schönheit kennt er schon,
Unter aller Farben Pracht
Ihm das Grüne Freude macht.

Ach, wenn doch im Winter nicht
Mir der Tod das Auge bricht;
Denn ich möch' so gern im Friedrichshain
Sterben und begraben sein.

Meinen Brüdern im Friedrichshain
Soll dies Lied gewidmet sein;
Denn sie fechten, fechten ja für mich,
Für die Freiheit ritterlich.

Vermutlich eine aus dem tollen Jahre 1848 stammende Umdichtung des von Wildungenschen Liedes: „Lob der grünen Farbe"

12. Hanske.

Hanske wull en de Friche riete,
Hat ken Ped.
Mutte nemt en Kossebock
On set Hans reb,
Nu riet, Hans, riet.

Hanske wull en de Friche riete,
Hat ken Tom.
Mutte nemt en Hemdesom
On magt onsem Hans en Tom
On let Hans riete.

Hanske wull en de Friche riete,
Hat ken Hot.
Mutte nemt en Aschetopp,
Set em Hanse ob de Kopp
On let Hans riete.

Volkswitz. Bisher ungedruckt.

13. Der Jäger in dem Walde.

Der Jäger in dem Walde
Muß suchen seinen Aufenthalt.
Er ging den Wald wohl hin und her,
Ob auch nichts anzutreffen wär.

Mein Hündelein ist stets bei mir
In diesem grünen Lorbeerstrauch,
Mein Hündlein wacht, mein Herz das lacht,
Meine Augen leuchten hin und her.

Es ruft mir eine Stimme zu,
Weiß selbst nicht, wie und wo es sei;
Wie kommst du in den Wald hinein,
Du strahlendes Mädchen, du?

Du sollst hier nicht mehr wandern
In diesem grünen Lorbeerstrauch,
Bleib du bei mir als Jägerin,
Du strahlendes Mädchen, du.

Ich küsse dieses Mädchen,
Und die soll stets mein eigen sein,
In Graudenz lieb ich keine mehr,
Als dich ja nur allein.

Verfasser unbekannt.

III. Volksrätsel.

16. Nun ratet allesamt,
Ihr irdischen Göttinnen,
Du edles Frauenvolk
Beschreiender Sinnen,
Und alle, die ihr schon
Der süßen Liebe pflegt,
Die da den Tugendbund
Im Herzen angelegt:
Es ist ein kleines Ding
Bei einer Dam' zu sehen.
Ohn' dieses Ding kann nicht
Die schönste Frau bestehen,
Und hat es an der Zahl
Doch nur ein einzig Mal.
Die Braut, die wohlbekannt,
Die ist von edlen Sitten
Und hat das Ding fast eben in der Mitten.
Der Bräutigam hat's zwar auch,
Doch nicht so wie die Braut,
Dies Ding behält er auch,
Wenn er ihr wird vertraut.
Es ist dieses Ding
Der Braut zwar nicht am Leibe,
Doch aber in der Haut,
Wenn ich dies Rätsel schreibe.
Ach dann hab ich's in der Hand,
Es wohnt dies Ding im Haar,
Tut keinem Menschen Leid
Und ist doch in Gefahr.
Studenten brauchen zwar
Dies Ding fast alle Stunden,
Doch aber wird es gar
Bei ihnen nicht gefunden.
Ein Kaufmann hat's zweimal;
Ich wette dieses frei,
Daß es höchst nötig sei.
Das Ding ist nicht recht rund
Hat vierundzwanzig Glieder,
Es führt das Regiment,
Hat dreiundzwanzig Brüder.
Ohn' dieses Ding
Besteht kein Kriegesgeneral,
Und hat es an der Zahl
Doch nur ein einzig mal.
Die dies erraten kann,
Die soll mein eigen bleiben;
Hört zu, ich will es euch
Noch deutlicher beschreiben:
Ganz Holland, wie man weiß,
Ist ziemlich groß und lang,
Doch geht da dieses Ding
Nur einmal da im Schwang.
In Schweden ist es nicht,
Auch nicht einmal in Polen,
Doch ist kein Haus so klein,
So muß es drinnen sein.

(Der Buchstabe: a.)

IV. Volks- und Kinderreime.

36. Kriecht 'ne Spinne,
Sagt die Minne,
Schon wieder,
Sagt die Ida,
Laßt sie kriechen,
Sagt Mariechen,
Hat sie Beene,
Sagt Helene,
Das versteht sich,
Sagt die Hedwig.

37. Trocken Brot
Macht Wangen rot,
Butterbröte
Mach'n sie röter,
Doch das schönste Wangenrot
Gibt belegtes Butterbrot.

38. Zwei Ochsen, drei Kälber,
Ne pucklige Kuh,
Die gibt mir mein Vater,
Wenn ich heiraten tu,
Und gibt er sie nicht,
So heirat ich nicht.

39. Morgens um halb achte
Kam der Storch und brachte
Meiner Mutter einen Sohn,
Und der Bengel lachte schon.
Da sprang aus der Wiege
Eine alte Ziege,
Machte dreimal meck, meck, meck,
Und der Otto war schon weg.

40. Es kam ein reicher Handelsmann
Auf einem magern Klepper an.
Es war der Schacherjud aus Metz,
Ich gab ihm Schinken für die Krätz.

Das Mariannchen von Zoppot.

Von Julius Groß-Danzig.

Bei der zweiten Belagerung von Danzig 1813 war auch eine russische Heeresabteilung beteiligt. Nach der Kapitulation bekam sie Order zum Abmarsch. Mehrere Soldaten aber, die vielleicht an der hiesigen Gegend Gefallen gefunden, teils auch wohl Herzensverbindungen angeknüpft, hauptsächlich aber wohl die Knute satt hatten, zogen es jedoch vor, sich heimlich aus dem Heere zu entfernen. Sie wurden später durch Verheiratung in der Gegend von Danzig ansässig.

Auch Zoppot wurde durch einen solchen Deserteur, J. Nanking mit Namen, beglückt. Seine edle Absicht, eine von Zoppots Töchtern durch seine Hand zu beglücken, wurde leider bald vereitelt, denn es fand sich sein Ehegespons nebst einem kleinen Nachwuchs aus Rußland ein, und so mußte er notgedrungen hier seinen Herd begründen.

Doch erfreute sich das Ehepaar hier nicht lange seines Daseins; Mann und Frau starben im Laufe von drei Jahren, und so fiel die kleine Tochter Marianne der Fürsorge Zoppots anheim, bis sie imstande war, sich selbst zu ernähren.

Als Dienstmädchen hielt sie es auf einer Stelle nicht lange aus, daher zog sie es vor, von Haus zu Haus Gelegenheitsdienste zu leisten und so ihr Leben zu fristen. Diese Beschäftigung warf ihr aber, besonders außer der Badezeit, nicht genug Einnahmen ab, weswegen sie eine andere Erwerbsquelle suchte und fand.

Wenn heute in Zoppot die Badegäste nach Tausenden gezählt werden, so überstieg ihre Zahl damals nur wenige Hunderte. Die Verbindung mit Danzig war sehr unbequem und kostspielig; denn nur die Post stellte einen regelrechte Verkehr her. Privatfuhrwerke gabs nur sehr wenige und die waren sehr teuer. Die Postverwaltung hatte nur eine Posthilfsstelle eingerichtet, welche der damalige alleinige Lehrer im Nebenamte verwaltete. Dieses genügte dem Bedürfnisse. Nach und nach aber mehrten sich die Einwohner, und auch die Zahl der Badegäste wurde von Jahr zu Jahr größer. In demselben Maße wurde auch der Bezug von Waren aus Danzig umfangreicher.

Diese Gelegenheit zu lohnendem Verdienst nahm Marianne Nanking wahr. Zweimal wöchentlich sammelte sie Bestellungen sowohl in Zoppot als auch in Oliva, wo damals bis 1836 der Fürstbischof Josef von Hohenzollern residierte. Jeden Mittwoch und Sonnabend wanderte daher Marianne Nanking (im allgemeinen nur Mariannchen genannt) von Zoppot nach Danzig, mit einer Station in Oliva.

Sie war klein von Wuchs, aber ihre große, verschließbare, meist sehr gefüllte Tragkiepe gab Zeugnis von ihrer Kraft. Wahrscheinlich aus Rücksichten der Bequemlichkeit beim Gehen vertauschte sie die weibliche Kleidung teilweise mit der männlichen. Ihr Anzug war: Mannshemde mit Kragen und weiten, langen Aermeln, kurzer Weiberrock, Weste und Wams mit Brust- und Seitentaschen und blanken Messingknöpfen, Schaftstiefel und im Sommer eine weiße Kappe mit Kinnbändern, im Winter eine wollene Kapotte. Zur Sicherheit und Stütze diente ein kräftiger Stock. Der ganze Anzug war daher auffällig. Wer sie zum erstenmal sah, blieb unwillkürlich stehen. Dazu kam noch, daß sich auch bei ihr, der Abstammung gemäß, der Wohlgeschmack an Wudki fand, dem sie mehr und mehr huldigte, so daß sie zuletzt eine allbekannte Trinkerin wurde. Hieran schloß sich bald die zweite Untugend der Trinkerinnen, das Tabakschnupfen. Wer ihr eine Prise, besonders recht starken Tabaks, reichte, dem war sie ebenso dankbar als dem, der ihr einen Schnaps zukommen ließ.

Da Mariannchen in ihrem Aeußern stark dem männlichen Geschecht zuneigte, so kam ihre Umgebung über ihr wahres Geschlecht in Zweifel. Kurz, Mariannchen erlangte durch ihre Kleidung, durch die Schnapsflasche, durch die Tabakdose in der Westentasche eine Art Berühmtheit.

Von den Badegästen wurde ihr der Name „Zoppoter Post" beigelegt.

Jahrelang besorgte sie ihre zahlreichen Aufträge sehr gewissenhaft, was um so anerkennenswerter war, weil sie weder lesen noch schreiben konnte. Nachdem aber der Alkohol ihr Stärkungs- und Trostwasser geworden war und sie infolgedessen außer in Oliva auch noch unterwegs im Chausseegraben Station machen mußte, wobei sie oft vom Schlaf überfallen wurde, schwand das Vertrauen des Publikums. Die Aufträge wurden geringer, wozu auch die Einrichtung einer Tourenlinienverbindung wesentlich beitrug, und für Mariannchen versiegte die Einnahmequelle.

Die alte Kundschaft unter den Badegästen ließ Mariannchen aber nicht sinken. Es bildete sich eine Vereinigung, die Geldsammlungen veranstaltete. Einige Mitglieder gaben ihr an bestimmten Tagen Freitisch, und endlich kam einer der Herren auf den guten Einfall, sie von einem Porträtmaler in Danzig malen zu lassen. Ein anderer Herr besorgte die Vervielfältigung des wohlgelungenen Bildes in bedeutender Anzahl. Sie selbst machte den Kolporteur bei ihren Bekannten und alten Kunden.

Das Bild stellte sie dar in ihrer eigentümlichen Kleidung mit der großen Tragkiepe auf dem Rücken. Der Knotenstock stand an einen Baum gestützt; die Schnapsflasche machte sich in der Brusttasche bemerklich, und aus der geöffneten Dose nahm sie eine Priese. Unter dem Bilde stand die Bezeichnung „Zoppoter Post" und folgender Vers:

„Kann ich nur kleine Schritte machen,
Marschier ich dennoch weit und viel,
Mag auch so mancher meiner lachen,
Erreiche ich doch stets mein Ziel.
Versagen mir einmal die Füße,
Nehm einen Schluck ich bloß, —
Aus meiner Dose eine Prise,
Und nun Mariannchen frisch drauf los."

Der Erlös hieraus soll nicht unbedeutend gewesen sein, wozu die Geistlichkeit wesentlich beisteuerte.

Nach dem Tode des Fürstbischofs Josef von Hohenzollern wurde Oliva zum Bistum Culm geschlagen, und die Beamten der bischöflichen Kanzlei in Oliva siedelten nun in die Diözese Ermland über und wurden dort auf erledigten Pfarrstellen angestellt. Für alle aber hatte Mariannchen, von Zoppot aus, Bestellungen nach Danzig ausgeführt. Alten Andenkens halber unternahm sie daher in der Hoffnung auf guten Absatz ihres Bildes eine Rundreise durch die Diözese Ermland, und mit recht gutem Erfolg. Dieser gab ihr den Mut, jedes Jahr eine solche Rundreise zu machen, und wenn auch hierbei ihr Bild nicht mehr die Hauptrolle spielen sollte, so war sie doch ihrer Eigentümlichkeit wegen, und weil sie sich auch als Berichterstotterin über Gegenden und Personen, die den Geistlichen bekannt waren, nützlich zu machen wußte, jedesmal gern gesehen, zumal sie dann sehr mäßig lebte. Eine solche Rundreise dauerte gewöhnlich ein Vierteljahr. — Es hieß dann in Bekanntenkreisen: „Mariannchen bereist ihre Güter!"

Fröhlich und mit gefüllten Taschen kehrte sie dann wieder in ihre Heimat zurück.

Von den besten Hoffnungen erfüllt, unternahm sie 1856 ihre letzte Rundreise, die für sie so verhängnisvoll endete.

Nachdem sie bereits ihre nunmehr schon gewohnheitsmäßige Aufwartung mehreren Pfarrern gemacht hatte, langte sie in der Erntezeit in Pestlin bei Stuhm an. Einige Tage nach ihrer

Ankunft gab der in diesem Jahre neu zugezogene Pfarrhufenpächter seinen Leuten das Erntefest. Mariannchen durfte dabei nicht fehlen. Da es auch Schnaps gab, vergaß sie ihre guten Vorsätze und trank über ihr Besuchsmaß. Sie wurde fidel. In ihrer Lebensfreude wollte sie auch ein Tänzchen machen, obgleich sie schon hoch in den Sechzigern war, und ersah sich den alten Vater eines Instmannes zu ihrem Tänzer. Dieser mag sich wohl in gleichem Gemütszustande befunden haben. Der Walzer begann, aber bei der zweiten Runde wurde der alte Mann vom Schlage getroffen und fiel tot auf den Tanzboden. — Allgemeiner Schreck und Verwirrung! — Im Handumdrehen schwirrte die Behauptung durch die Reihen der Tänzer, von denen die meisten Mariannchen zum erstenmal gesehen hatten: „Mariannchen hat den alten Mann behext! — Mariannchen ist eine Hexe!" — Der betreffende Instmann, der Sohn des Toten, war der erste dieses Glaubens; die Mehrheit stimmte ihm bei, und eine allgemeine Erregung machte sich unter den Leuten bemerkbar. Dem Pfarrer gelang es, die Leute allmählich zu beschwichtigen und Mariannchen in das Pfarrhaus zu führen. Hierbei gab er ihr den guten Rat, am folgenden Tage in aller Frühe zu verschwinden.

Diesen Rat befolgte sie auch und nahm vor Sonnenaufgang ihren Weg nach Stuhm, um die Gastfreundschaft des Pfarrers daselbst ebenfalls auszunutzen. — Leider war ihr Abzug bemerkt und dem betreffenden Instmanne mitgeteilt worden. Dieser, noch in voller Aufregung, setzte ihr nach, holte sie ein und — erschlug sie in der Meinung, die Welt von einer Hexe befreit zu haben. Eine mehrjährige Gefängnisstrafe war der Lohn für seine vermeintlich gute Tat.

So endete Marianne Nanking, die „Zoppoter Post".

Volkssagen.

Bearbeitet von Paul Behrend, Lehrer zu Kommerau.

13. Der Teufelstein bei Grobdeck.

> . . . „Der Teufel ist ein Egoist,
> und tut nicht leicht um Gottes willen,
> was einem andern nützlich ist."
> Goethe („Faust").

In dem zur königlichen Oberförsterei Osche gehörigen Belaufe Grobdeck am südlichen Rande der ausgedehnten Tucheler Heide befindet sich ein erratischer Felsblock von seltener Größe. Der Volksmund hat ihm den Namen „Teufelstein" gegeben, weshalb auch in letzter Zeit die frühere Haltestelle „Osche" der Graudenz-Laskowitz-Konitzer Bahn, die von der gleichnamigen Heideortschaft recht weit entfernt ist, die zutreffendere Bezeichnung „Haltestelle Teufelstein" erhalten hat.

Von dieser Haltestelle ist der Stein bald zu erreichen. Durchschneidet man vom Stationshaus in östlicher Richtung auf kurze Entfernung den hohen Wald, so gelangt man auf einen öffentlichen Fahrweg, den man nach rechts entlang gehen muß, um schon nach kurzer Zeit auf der linken Seite des Weges den Stein durch den Wald schimmern zu sehen.



Der Teufelstein bei Grobdeck.
Nach einer Aufnahme von Richard Piebcke jun. in Graudenz.

Er liegt in einer von jungen Kiefern bestandenen Lichtung auf sanft ansteigendem Hügel etwa 200 Schritt vom Fahrwege entfernt. Vor einigen Jahren ist er ringsum umgraben worden, da man beabsichtigt hatte, ihn nach Schwetz schaffen und dort als Bismarckdenkmal aufstellen zu lassen. Seine Fortschaffung, die übrigens sehr beschwerlich, wenn nicht gar unmöglich gewesen wäre, ist aber nicht gestattet worden, weil der Stein als seltenes Naturdenkmal an seiner ursprünglichen Lagerstätte erhalten bleiben soll. Er steht jetzt unter dem besonderen Schutze des königlichen Oberförsters in Osche.

Der Felsblock bildet über der Erde einen abgestumpften Kegel und ist hier stark mit Moos bewachsen. Seinen größten Umfang hat er kurz unter der Erdoberfläche mit 25 m. Er liegt 2,70 m tief in der Erde und ragt 2,50 m empor. Geometer haben seine Schwere auf 1750 Zentner berechnet. Die nach Osten und Süden zu ziemlich gleichmäßigen Seitenflächen lassen eine künstliche Bearbeitung vermuten. Auf der Nordseite ist leider die ursprüngliche Form durch Absprengung eines größeren Stückes zerstört. Die Westseite dagegen fällt allmählich ab und weist einen stufenartigen Absatz auf. Vermöge dieser Stufe ist die Besteigung des Steines möglich. Daneben befindet sich auf dieser Seite ein rötlicher, glatter Streifen, während sonst alle Seitenflächen bemoost sind. Hirtenkinder pflegen nämlich den Stein zu erklimmen und an dieser Stelle vergnügt hinabzurutschen. Die abgestumpfte Oberfläche des Steines mißt $2^1/_2$ m im Quadrat. Hier befinden sich, ähnlich den Opfersteinen auf der Insel Rügen, einige Vertiefungen. Der Stein liegt in Steingeröll und grobem Kies eingebettet und ist von den nordischen Gletschern während der Eiszeit aus Skandinavien nach hier geschafft worden. In der Nähe dieses uralten Steinblockes soll sich früher ein ähnlich großer Stein befunden haben. Derselbe ist ohne Wissen der Behörde zu einer Chausseewalze verarbeitet worden. Die Absprengungen auf der Nordseite des noch vorhandenen Steines lassen vermuten, daß mit denselben eine ähnliche Verwendung beabsichtigt war. Ueberhaupt ist die ganze Gegend reich an Steinen und die Steingewinnung für den Forstfiskus hier eine reiche Einnahmequelle. Erwünscht wäre es allerdings, daß das Graben nach Steinen in der Nähe des „Teufelsteines" unterblieb und für die Fremden, die den Stein

zu besichtigen wünschen, von der Haltestelle aus Wegweiser angebracht würden. Vielleicht ist es dem zuständigen Oberförster im Interesse westpr. Heimatkunde möglich, dieser Anregung Folge zu geben.

Die beiden gewaltigen Steine sind zweifellos in der Zeit des Heidentums Opfersteine gewesen. Ihre künstliche Bearbeitung und die auf der Oberfläche vorhandenen Vertiefungen lassen dies deutlich erkennen. Auch sind in der näheren und weiteren Umgegend wiederholt Urnen ausgegraben worden. Der „Teufelstein" dürfte daher wohl zu den ältesten Denkmälern in der Tucheler Heide gehören. Er beweist deutlich, daß die ausgedehnte Heide auch schon in den frühesten Zeiten bewohnt gewesen ist.

Unsere heidnischen Vorfahren, insbesondere die heidnischen Wenden, die ehemals links der Weichsel, also auch am Schwarzwasser, wohnten, verehrten hauptsächlich zwei Gottheiten, den Czarnebog und den Belbog, den Nachtgott und den Lichtgott oder den bösen und den guten Gott. Das Schwarzwasser (czarna woda) war wahrscheinlich dem bösen Gott geheiligt. Das früher viel reißendere Schwarzwasser sowie die gefährlichen Strömungen und Untiefen der Weichsel an der Mündung des Schwarzwassers konnten so recht die gewaltigen Mächte der finsteren Gottheit versinnbildlichen. Bei Sartowitz (czartowice oder Teufelsdorf) mochte vielleicht ein Heiligtum des bösen Gottes gestanden haben. Dagegen wurde „Belbog", der gute Gott, an den Ufern waldumkränzter Seen verehrt. „Heilige Seen" nennt man noch heute die Seen bei Schwenten und Schirotzken. Auf Belbog weist noch gegenwärtig der Ortsnane „Belno" hin. Zwischen dem Rittergute Belno und der Ortschaft Groddeck, eine halbe Meile vom Bahnhof Laskowitz entfernt, befindet sich der oben beschriebene uralte Opferstein. Mag hier nun dem bösen oder dem guten Gotte geopfert worden sein, — wie manches Opfertier, vielleicht auch wie mancher gefangene Feind hat hier wohl sein Blut zur Sühne gelassen! Das Volk nennt den Opferstein, wie bereits hervorgehoben wurde, vielleicht in Anbetracht seiner düsteren Vergangenheit „Teufelstein". Da es früher in der betreffenden Gegend deren zwei gab, so hat die folgende Sage in der Umgegend allgemeine Verbreitung gefunden:

Einst trug der Teufel unter jedem Arme einen gewaltigen Felsblock nach dieser Gegend. Seine böse Absicht war, mit den Felsblöcken das reißende Schwarzwasser einzudämmen, um auf den Ansiedlungen am Schwarzwasser große Verheerungen anzurichten. Obwohl er sich schon gleich nach Mitternacht an diese hinterlistige Arbeit gemacht hatte, konnte er mit der schweren Bürde doch nur langsam vorwärts fliegen. Schon war er dem Ziele ganz nahe, da dämmerte das erste Morgenrot durch die dichte Heide. In den Ansiedlungen am Schwarzwasser krähte der Hahn — des Teufels Zeit war um, er mußte fort. Wohl oder übel mußte er die gewaltigen Steine fallen lassen, die in den vorhandenen Vertiefungen noch seine in der Wut angebrachten Eindrücke aufweisen, und die man deshalb „Teufelsteine" nennt.

„So setzest du der ewig regen,
der heilsam schaffenden Gewalt
die kalte Teufelsfaust entgegen,
die sich vergebens tückisch ballt!"



Die Bramka (das Graudenzer Tor) in Culm.
Aufnahme von Photogr. C. Eller in Culm.

14. Die gefüllte Mütze.

Eine Schar munterer Knaben aus Löbau kam mittags aus der Schule und begab sich noch vor dem Mittagessen nach altem Brauch durch den hohen Torbogen auf den Schloßplatz, wo die Ruinen des ehemaligen bischöflichen Schlosses liegen, um dort zu spielen. Als sie am fröhlichsten beim Spiele waren, erschien plötzlich unter ihnen eine kleine Gestalt. Es war ein Mädchen, das nach und nach immer größer wurde, bis sich schließlich ein stattliches Fräulein mit schwarzen Haaren und schneeweißem Kleid im Kreise der Kinder befand.

Das Fräulein sah die verwunderten Kinder freundlich an und sprach im milden Ton: „Ich habe es nicht gerne, daß ihr hier spielet, und — setzte es etwas ernster hinzu — namentlich mittags in der zwölften Stunde laßt euch nicht mehr sehen. Wenn ihr noch einmal in dieser Zeit hierher kommt, nehme ich euch die Mützen weg!" Darauf verschwand das Fräulein.

Am andern Tage hatten die Knaben die Worte des Burgfräuleins längst vergessen. Sie eilten nach Schulschluß, wie sie gewohnt waren, dem Schloßplatz zu, um wieder zu spielen. Während sie laut und vergnügt umherliefen, erschien abermals das schöne Edelfräulein und rief: „Ich habe euch doch verboten, hier zu spielen. Jetzt will ich eure Mützen haben!" Indem sie dies sagte, langte sie schon nach der Mütze eines in der Nähe befindlichen, etwa zwölfjährigen Knaben und wollte mit derselben in den Ruinen der Burg verschwinden. Da weinte der Knabe gar sehr und bat: „Liebes Fräulein, geben Sie mir doch meine Mütze zurück! Mein Vater liegt krank, und wir sind sehr arm." Das Burgfräulein wandte sich um und sprach: „Wenn du hübsch artig bist und mir versprichst, nicht wiederzukommen, so will ich dir deine Mütze zurückgeben. Nimm sie aber nicht eher ab, als bis du zu Hause bist!" Damit setzte sie ihm die Mütze auf den Kopf und verschwand.

Der Knabe verließ mit seinen Spielkameraden sofort den Schloßplatz. Die Mütze wurde jedoch auf dem Heimwege sehr schwer und wollte vom Kopfe herunterfallen. Darum mußte er sie mit beiden Händen festhalten. Er nahm sie aber nicht ab, weil er dem Ritterfräulein das feste Versprechen gegeben hatte, sie so lange auf dem Kopfe zu behalten, bis er nach Hause käme.

Als er die ärmliche Stube seiner Eltern betrat, erzählte er alles seiner Mutter und nahm schnell die Mütze ab. Aber siehe da! die Mütze war ganz mit Goldstücken gefüllt, die nun mit hellem Klang auf den Fußboden fielen. Rasch sammelte der erstaunte Knabe alles Gold zusammen und übergab es seiner Mutter. Auch der kranke Vater, der ein armer Schneider war und seit langer Zeit nicht mehr arbeiten konnte, freute sich sehr. Er konnte jetzt ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen und wurde bald gesund. Durch die Gunst des Burgfräuleins war die Schneiderfamilie bis an ihr Lebensende aller Sorgen enthoben. Der Knabe aber hat sein Wort gehalten und auf dem Schloßplatze nicht mehr gespielt.

Nach dem verstorbenen Seminarlehrer
Gustav Lick, Löbau.

15. Das wandernde Marienbild zu Culm.

Zur Zeit, da der deutsche Ritterorden in höchster Blüte stand, hatte man für die Pfarrkirche zu Culm ein schönes Marienbild angekauft und dort eingestellt. Am andern Tage war es aus der Kirche verschwunden. Man fand es schließlich auf der Stadtmauer wieder.

Da allgemein angenommen wurde, ein Frevler habe das Marienbild aus der Kirche weggenommen und hierher gebracht, so schaffte man es wieder mit großem Gepränge in die Kirche und stellte es an seinen Ort.

Am anderen Tage war es abermals weg und wiederum an jener Stelle der Stadtmauer. Man brachte es von neuem in feierlicher Prozession in die Kirche.

Als nun aber am folgenden Morgen das Bild zum drittenmal auf die Stadtmauer gewandert war, da sah man ein, daß es der Wille der Jungfrau Maria sei, nicht in der Kirche, sondern hier verehrt zu werden. Daher ließ man das Marienbild auf der Stadtmauer stehen und baute eine Kapelle darüber.

Die Kapelle ist noch heute vorhanden und bildet den oberen Teil des Graudenzer Tores zu Culm. Im Volksmunde führt sie den Namen „Bramka". In ihr wird an großen Festen, besonders am Ablasse Mariä Heimsuchung (2. Juli) Gottesdienst abgehalten. In einer großen Nische an der vorderen Seite des betreffenden Tores befindet sich die in Stein gemeißelte und mit Farben angestrichene „Mater dolorosa", das wandernde Marienbild.

Nach Temme und Vorschullehrer Sich in Culm.

Die Feste Courbiere.

Von A. Ambrassat-Graudenz.

Die Feste Courbiere hat so manches Interessante aufzuweisen. Es sei nur an die Reuterzelle, an Courbieres Denkmal und Grab erinnert. Historisch am interessantesten ist aber vielleicht die durch einen schlichten Stein, der das Datum des 16. Juni 1776 trägt, gekennzeichnete Stelle, von der Friedrich der Große an jenem Tage Rundschau über den Platz hielt, der die heutige Festung trägt. Für sie wurde an dieser Stelle das „Es werde!" gesprochen.

Was bewog den König zu diesem Bau? — Es war nicht allein die Befestigung der neu erworbenen Provinz, die ihm dabei am Herzen lag. Er wollte auch seinen neuen Landeskindern Gelegenheit zur Betätigung ihrer Kräfte und zum Gelderwerbe bieten. Sie sollten Baumaterial herstellen, verkaufen und anfahren, die arbeitende Hand an den Bau legen und dadurch etwas verdienen. Ferner hatte er die Absicht, zwischen die saumseligen Eingeborenen rührige deutsche Handwerker „aus dem Reiche" zu bringen, sie hier „zu etablieren" und mit dem polnischen Element zu „melieren", um dadurch „eine Anzahl rechtschaffener Bürger" zu gewinnen. Kurz, seine Absicht ging dahin, die neue Provinz Westpreußen in deutschnationaler, in wirtschaftlicher und intellektueller Beziehung zu heben.

Bald nach der Besitzergreifung Westpreußens ließ der alte Fritz eine Feste auf der Grabauer Kämpe bei Marienwerder erbauen. Die Arbeiten gingen dort sehr langsam vorwärts. Es erregte dieser Umstand bald die Ungeduld des großen Königs. Kurz vorher (1770) war in Schlesien die Festung Silberberg fertig geworden. Er schrieb daher an die Westpreußische Kammer in Marienwerder, was in einer Provinz gegangen sei, müsse in der andern auch gehen. Gleichzeitig ließ er einfließen, daß diese im Entstehen begriffene Festung „noch nicht die letzte ist, die dorten gebaut werde". Im März 1776 mußte jedoch der Bau auf der Grabauer Kämpe aufgegeben werden, weil nach Friedrichs eignen Worten „der dasige Boden sich nicht dazu qualifiziert und nichts nutze ist". In der Kabinettsorder vom 17. April 1776 bestimmte er, die beim Grabauer Bau beschäftigten Arbriter nicht „auseinander laufen" zu lassen, sondern sie nach Graudenz zu schicken, um dort an einer Festung zu arbeiten. Weshalb er gerade diese Stadt dafür auswählte, findet man ausführlich im Teil 6 der Gesamtausgabe seiner Werke dargelegt. Im Juni 1776 sah er sich das Baugelände selbst an, zeichnete den ihn begleitenden Ingenieuren den Plan vor und gab ihnen auch sonst manchen wertvollen Wink für ihre Arbeit. Bald darauf ging es ans Werk. Dem schnell handelnden Monarchen schritten die Arbeiten viel zu langsam vor. In einer Order vom 17. Dezember 1776 spricht er die bestimmte Erwartung aus, den Bau in drei Jahren fertig zu sehen. Kurze Zeit darauf tadelt er die Kammer in Marienwerder, daß sie betreffs der Arbeiten und Fuhren so viel Weitläufigkeiten mache. Wörtlich schreibt er: „Die Sache kann nicht anders sein, denn die Festung muß fertig werden, das erfordert die Sicherheit des Landes. In Schlesien, wo so viel in und an drei Festungen zugleich gebaut wird und wo 5000 Arbeiter bei jeder erforderlich sind, fehlt es an nichts, und werden darunter gar keine Schwierigkeiten gemacht. Es sind ja in Preußen eben soviel Einwohner wie in Schlesien, was also hier angehet, muß sich auch dorten machen lassen!" Den 11. Januar kündigt der König der Kammer an, der diesjährige Bedarf an Arbeitskräften sei pro Tag 50 Ziegelstreicher, 50 Maurer, 6000 Handlanger, 150 vierspännige Wagen, „diese müssen die preußischen Kammern vom Lande stellen, und sobald das Wetter aufgeht, prompt und vollzählig sistieren sowie auch beständig komplett beisammen halten". Der Oberpräsident wurde angewiesen, die ordnungsmäßige Repartition zu bewirken und alles erforderliche „auf das schleunigste und besser wie vorin Jahr" besorgen zu lassen. Den 9. April 1777 fertigt der König den preußischen Kammern eine Repartition zu, wie in Schlesien 4000 Arbeiter zum Fortifikationsbau zusammengebracht und vom Lande gestellt werden. „In Schlesien geht das ohne Schwierigkeiten an, die Kammer muß die Sache nur auf den Fuß wie in Schlesien angreifen."

Auch um das Wohl der Arbeiter sorgte sich der königliche Bauherr. Als er im Juni 1777 in Graudenz war, um sich von dem Fortschreiten der Bauarbeiten zu überzeugen, erhielt die Akzisenverwaltung Befehl, die Zufuhr von auswärtigem Bier und sonstigen Getränken nicht durch Steuerplackereien zu verhindern, damit die Arbeiter „nicht um einen billigen Labetrunk kommen". Und im November desselben Jahres befahl der König der Bauleitung, die Maurergesellen für den Winter ordentlich „zu plazieren", damit sie nicht Schaden an der Gesundheit nehmen und genötigt werden, „aus Graudenz zu entfleuchen".

Das Geld für den Bau war immer zur rechten Zeit in Graudenz. Einmal jedoch mußte die Kammer um einen Vorschuß bitten. Friedrich lehnte denselben mit folgenden Worten ab: „Ihr sehet Meine Umstände ganz und gar nicht ein! Ich bin kaum aus einem Kriege gekommen, der Mir 17 Millionen gekostet hat. Wo soll Ich das Geld herkriegen? Vor jetzt Euch Geld zu geben, ist also unmöglich. Ich muß erst etwas haben. Also im Junio (gemeint ist das Jahr 1780), wenn ich das Geld aus den Kassen kriege, dann assigniere ich, aber nicht eher, und eher kann Ich keinen Groschen geben." Beim Bau selbst mußte mit der größten Sparsamkeit verfahren werden. Die Arbeit daran sollte nur bis Ende September dauern, „indem alsdann schon

die Tage zu kurz sind und nicht mehr viel prästiert werden kann". Es durften auch nicht mehr Arbeiter und Fuhren angenommen werden, als unbedingt erforderlich waren, „und daß denn diese auch auf die bestimmte Zeit ordentlich in Arbeit erhalten werden! Desgleichen soll die Kammer mit den Maurermeistern ordentlich Akkord machen und darauf sehen, daß die Leute das Verdungene tüchtiglich und gut prästieren", so ordnete er an.

Der alte Fritz kümmerte sich um alles, was den Bau betraf. Ein Schlechtunterrichteter könnte aus seinen Maßnahmen den Schluß ziehen, dieser König hat in der Zeit von 1776 bis 1782 weiter nichts zu tun gehabt, als den Graudenzer Festungsbau zu fördern. So waren ihm einmal die Ziegel zu teuer. Höchstens 4 Taler sollte das Tausend kosten. Als natürlich für diesen Preis keine angeboten wurden, schrieb er voller Zorn an die Kammer zu Marienwerder: „Warum geschieht das nicht? Das kommt davon her, daß sie (gemeint sind die Räte) so negligant sind und an nichts denken!" Als die Kammer bestimmt schreiben mußte, daß trotz aller Bemühung unter 12 Taler das Mille Ziegel nicht zu haben sei, da entschied er: „Allerhöchstens 5 Taler müssen questionierte Ziegel kosten, man kann polnisches Holz zum Brennen nehmen, das können Sie da vor eine Bagatelle kriegen".

Die Ziegel selbst sollten in Lütticher Manier gebrannt werden. Es mußten sich also fremde Ziegelstreicher bei uns heimisch machen. Schon 1776 hatte der König seinem Potsdamer Baukontor den Auftrag gegeben, dergleichen Leute aus dem Vogtlande und dem Sächsischen zu besorgen, „sie sollten möglichst in neu zu bauenden Häusern etabliert werden, um die Anzahl guter Bürger zu vermehren". Kalk kaufte die Bauleitung eine Zeitlang in dem damals nichtpreußischen Danzig, was von Friedrich II. mit dem Bemerken verhindert wurde, daß alle Materialien „aus dem Inland zu beziehen seien". Der Bau hat im ganzen zehn Jahre gedauert, von 1776 bis 1786. Das sogenannte Hornwerk wurde erst 1789, also nach Friedrichs II. Tode, fertig. Die Festung ist nach dem Vaubanschen System erbaut. Bauleiter war der Ingenieuroffizier von Gontzenbach. Der ganze Bau erforderte einen Kostenaufwand von etwa $2^1/_2$ Millionen Taler. Ueber 5000 Menschen fanden dabei lohnende Beschäftigung. Wir sehen aus dieser Festungsbauangelegenheit, in wie hohem Grade der alte Fritz ein gewissenhafter Vertreter des fiskalischen Interesses war, indem er als scharfrechnender Bauherr ökonomisierte und sich herabließ, auch geringfügige Details unter seine Kontrolle zu nehmen. Man kann aber auch anderseits erkennen, wie warm sein Herz für den einzelnen geschlagen hat, wie auch der kleine Mann sich seiner landesväterlichen Fürsorge zu erfreuen hatte. Staatswohl, bedingt durch das Wohl seiner Landeskinder, war das Ziel, dem sein Herz entgegenschlug, dem er seine ganze Schaffenskraft als des Staates erster Diener darbrachte. Als oberster Befehlshaber dieser Festung hinterließ aber Friedrich der Große einen Mann aus den Reihen seiner Kampfgenossen im siebenjährigen Kriege, dessen Namen einen hellen Klang für alle Zeiten hat — Courbiere. Diesem Helden zu Ehren erhielt die Festung Graudenz im Jahre 1894 den Namen „Feste Courbiere".

Im unglücklichen Kriege sollte die Festung die Feuertaufe empfangen. Wenige Stunden nach der Flucht des Königspaares von Graudenz nach Osterode erblickte man am 16. November 1806 auf dem linken Weichselufer einen Obersten und einen Trompeter, die den Gouverneur Courbiere zur Uebergabe der Stadt aufforderten. Sofort ließ Courbiere die rechtsseitigen Weichselufer mit Kanonen besetzen und die Pontonbrücke abbrechen und anzünden. Sie befand sich in der Nähe de heutigen Eisenbahnbrücke. Es war ein schauerlich-schöner Anblick, als in später Abendstunde die brennenden Kähne die Weichsel stromabwärts fuhren. Das Jahr 1806 ging für Graudenz glücklich zu Ende. Doch im Jahre 1807 sollte es anders werden.

Schon am 15. Januar begann die Belagerung. Es waren deutsche Soldaten, die Graudenz einschlossen. Sie gehörten den Rheinbundstaaten an. Die Feinde kamen von Thorn über Gatsch. Dort machten sie Halt und äußerten sich, daß es ihnen weniger an der Festung liege, desto mehr aber an den Reichtümern der Graudenzer, die sie sich „ausbitten" wollten. Graudenz war damals wegen des regen Getreidehandels eine blühende Handelsstadt. Als die Graudenzer Bürger dies hörten, nahmen viele von ihnen das Kostbarste, was sie hatten, und flohen auf die Festung. Acht Tage später war die Stadt bereits in den Händen der Feinde. Es war ein Glück für Graudenz, daß die französischen Truppen nicht viel taugten und wenig vom Belagerungskampf verstanden. Doch auch unsere Truppen waren nicht viel wert. Viele Soldaten polnischer Zunge desertierten trotz der strengsten Maßregeln. Da Gouverneur Courbiere wußte, daß sich in der Stadt die meisten Franzosen aufhielten, ließ er sie beschießen. Dadurch wurden mehrere Häuser arg beschädigt. Die Bewohner baten endlich um Schonung. Selbst der französische Oberst Victor legte Fürbitte für die Bedrängten ein. So stellte Courbiere das Beschießen der Stadt ein. Im Mai 1807 wurde die Festung auch von der anderen Weichselseite beschossen. Eine Kugel hätte beinahe eine Schildwache getroffen, die vor der Wohnung des Gouverneurs auf Posten stand. Die Kugel ist zum Andenken über der Türe dieses Hauses, des jetzigen Offizierkasinos, eingemauert worden. Im Juni war das Bombardement auf die Festung am ärgsten. Die Beschießung erfolgte hauptsächlich von Neudorf und Tarpen aus. Während der Belagerung ist Courbiere sechsmal zur Uebergabe der Festung aufgefordert worden, was jedoch nicht geschah. Als der französische General Savary schrieb, es gäbe keinen König von Preußen mehr und Courbiere möchte die Festung ohne weiteres übergeben, da antwortete der tapfere Gouverneur: „Wenn es keinen König von Preußen mehr gibt, so gibt es doch noch einen König von Graudenz!" Er meinte aber nicht, er selbst sei der König von Graudenz, sondern Graudenz werde dem König auf jeden Fall erhalten bleiben. Die Belagerung dauerte bis zum 30. Juni 1807. Dann wurde Waffenstillstand geschlossen, dem der Friede zu Tilsit folgte.

Am 23. Juli 1811 starb der Gouverneur Courbiere. Im Kommandanturgarten liegt er neben seiner Gattin begraben. Der König ließ ihm auf der Festung ein Denkmal errichten. Dasselbe ruht auf einem steinernen Fundament. Darauf liegen mächtige Kanonenrohre, auf denen Adler sitzen, die ein Band halten. Dies Band trägt die Inschrift: „Ihm, dem unerschütterlichen Krieger, verdankt König und Staat die Erhaltung dieser Feste." Darunter befindet sich sein ganzer Name: Reinhard Wilhelm l'Homme de Courbiere, königlich preußischer Generalfeldmarschall, Gouverneur von Graudenz. Geboren 23. Februar MDCCXXXIII, gestorben den 23. Julius MDCCCXI. Ueber diesem Bande befindet sich ein Kreis von Kugeln, aus denen Flammen herausschlagen. Der Hauptteil des Denkmals besteht aus eisernen Fahnen, die zu einer Pyramide zusammengestellt sind. Die Spitze des Denkmals besteht aus einem preußischen Adler mit ausgebreiteten Flügeln, der auf einem Lorbeerkranze sitzt. Courbiere ist in Maastricht an der holländischen Grenze geboren. Obgleich er von Geburt Franzose war, so zeigte er doch stets ein tapferes deutsches Herz und gehört zu den bedeutendsten Helden, von denen unsere vaterländische Geschichte berichtet.

Vereine.

* **Königsberg.** Folgende Magistrate und Verschönerungsvereine sind Mitglieder des „Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs in Ostpreußen". Die Magistrate von Allenstein, Drengfurt, Fischhausen, Pillau, Rhein, Zinten. Stallupönen, Angerburg, Domnau, Insterburg, Goldap, Saalfeld, Seeburg, Lötzen, Mehlsack, Ortelsburg, Tilsit, Ragnit, Bischoffstein, Landsberg, Gemeinde Cranz; die Verschönerungsvereine zu Neukuhren, Ragnit, Neuhäuser, Rauschen, Passenheim, Pr. Holland; der Verein zur Verschönerung von Memel und Umgegend und zur Hebung des Fremdenverkehrs Memel, Creuzburg, Rastenburg, Rössel, Allenstein, Braunsberg, Garten- und Verschönerungsverein Tilsit, Masurische Dampferkompagnie Lötzen, Vereinigung Altpreußen, Vereinigung Ostpreußischer Landsleute Magdeburg. — Wir geben die Hoffnung noch nicht auf, daß ein Zusammenschluß aller Verschönerungsvereine zu einem Verbande durch den Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs in Ostpreußen in die Wege geleitet wird.

* **Culm.** Der neue Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs in Culm, dem bereits weit über 200 Mitglieder angehören, hat bereits mit seiner Tätigkeit begonnen; er hat im Fribbetal 17 Morgen angekauft, deren Bepflanzung schon im Oktober in Angriff genommen werden soll. Die Landfläche liegt an der Kurtshöher Grenze und eignet sich für die Anpflanzug ausgezeichnet. Sie bildet ein Hochplateau und gewährt eine schöne Fernsicht, besonders auf die Stadt Culm. Allmählich neigt sich die Fläche zum Tale und schließt auch einen Teil der Fribbe in sich.

Bäder und Kurorte.

* **In Cranz** veranstalteten etwa 30 Cranzer Herren kürzlich für den früheren Amts- und Gemeindevorsteher Döhn eine Abschiedsfeier. Die Musik stellte Musikdirektor Winnig. Nachdem der Senior der Gemeindevertretung, Hotelbesitzer Just, den Kaisertoast ausgebracht, gedachte er der Verdienste, die Herr Döhn sich um Cranz erworben hatte, er habe die Freiwillige Feuerwehr gegründet, den unschönen Platz am Cranzer Bahnhof, neben dem ein übelriechender Graben lag, in einen Schmuckplatz umgeschaffen; den Krieg um die Kanalisation glücklich zu Ende geführt, die Gasanstalt und das Krankenhaus gebaut und schließlich die Neupflasterung der Straßen eingeleitet. Der Redner schloß mit herzlichem Dank an Döhn für das Gute, das er für Cranz getan, und wünschte, daß ihm Cranz bis ans Lebensende in angenehmer Erinnerung bleiben möge. — Nachdem Herr Döhn das Fest verlassen hatte und nach Königsberg gefahren war, machte Dr. Bosse den Vorschlag, Herrn Döhn ein Andenken an Cranz zu stiften. Dieser Vorschlag wurde beifällig aufgenommen, und die sofort ausgelegte Sammelliste brachte einen netten Betrag ein, der sich durch Nachzeichnungen noch erhöhen wird.

* **Ein masurisches Landschaftsidyll** ist jener wunderbare Seenblick, der sich unmittelbar bei dem jetzt durch direkten Bahnanschluß dem Fremdenverkehr erschlossenen Orte Kruglanken befindet. Zehn Meter hoch senkt sich ein steiler Abhang hinab zum weiten Goldaparsee und oben hart am Rande steht, von harzreichem, köstlichem Kiefernwald beschattet, eine einfache Bank, von der man entzückende Blicke auf den mächtigen Goldaparsee genießt. Drüben winkt auf steilem Ufer das friedliche Dörfchen Jeszziorowken, wo weißgetünchte Häuser mit freundlichen roten Ziegeldächern zwischen den althergebrachten grauen masurischen Holzhäusern sich deutlich abheben. Hinter diesem lieblichen Landschaftsbild dehnen sich flachhügelige fruchtbare Felder aus, und im Hintergrund am Horizont ragt die dunkle Forst der Borker Heide empor mit ihren hohen Bergzügen, unter denen der Teufelsberg sich besonders abhebt. Im Norden hebt hinter der Forst Hegewald der steile Höllkopf bei Jakunowken sich scharf vom Himmel ab.

* **In Narmeln** auf der Frischen Nehrung ist der neuerbaute Hafen dem öffentlichen Verkehr übergeben worden. Der Hafen und seine Einfahrtrinne sind etwa 25 Meter breit und $2^1/_2$ Meter tief. Die Fahrtrinne ist auf beiden Seiten mit Fusen bezeichnet und der Tiefe des Haffes entsprechend etwa 400 Meter lang. Die Nehrung ist dort am schmalsten und ganz überwaldet. Vom Gasthause aus, das in drei Minuten vom Hafen und dessen schönem, breiten Landungsplatz erreicht wird, wandert man über eine Düne und steht nach weiteren vier Minuten am Seestrande. Bisher ist Narmeln nur ab und zu von Braunsbergern besucht worden.

* **Rauschen.** Die Gemeindevertretung faßte im September den Beschluß, eine Uferpromenade anzulegen, die vom Sassauer Tal an bis zur Gausupschlucht an der oberen Uferkante entlang führen soll. Die Direktion der Samlandbahn gibt das dazu erforderliche Terrain unentgeltlich her, soweit der Weg durch ihr Gelände führt. Einige Rauschener Besitzer sind diesem guten Beispiel bereits gefolgt, die anderen werden hoffentlich dasselbe tun. Da die Gemeinde allein bei ihren bescheidenen Mitteln und ihren sehr hohen Steuersätzen nicht allzu große Aufwendungen machen kann, so haben sowohl der „Verschönerungsverein" wie der „Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs" ihre tatkräftige Unterstützung in Aussicht gestellt. Wenn diese Promenade einmal fertig sein wird, so dürfte sie wohl mit ihren hohen steilen Ufern, von interessanten Schluchten unterbrochen, und dem prächtigen Blick auf die See von Brüsterort bis zur Kurischen Nehrung die Freude aller Fremden bilden, die unsere samländische Küste besuchen.

Geschichte und Altertum.

* **Folterkammer und Hofscharfrichterei in Königsberg.** Ein düsteres Kapitel aus der Vergangenheit Königsbergs, das gar nicht oder doch nur wenigen bekannt sein dürfte, enthält die Chronik dieser Stadt. Sie gibt uns Aufschluß über die Geheimnisse der dortigen Folterkammer, die sich noch heute in derselben Verfassung wie ehedem befindet und im Nordflügel des Königlichen Schlosses belegen ist. Von ihr trägt auch das unmittelbar daneben belegene bestrenommierte Weinrestaurant „Zum Blutgericht" seinen Namen. Alle die schrecklichen Werkzeuge, von der „eisernen Jungfrau" bis zu den „Daumenschrauben",

die zur Erpressung von Geständnissen der Gefolterten dienten, werden neben der Streck- und Folterbank noch heute in einem besonderen Raume aufbewahrt. Ein tiefer Schauder durchbebt uns, wenn wir darauf hinschauen, wir glauben das entsetzliche Stöhnen und Schreien der Unglücklichen zu hören, wenn wir die Blutspuren wahrnehmen, die auf der Folterbank und den Werkzeugen als traurige Erinnerungszeichen menschlicher Gefühllosigkeit und tierischer Roheit sich noch heute deutlich erkennen lassen. Den „Dienst" an der Folterbank, so schreibt der Chronist, versahen vier Henker, später genannt Scharfrichter. Sie trugen rote Baretts, und ihre muskulösen Arme waren bis zu den Ellenbogen vom Hemd entblößt; sie mußten nach der königlichen Verordnung so abgehärtete Naturen sein, daß sie beim entsetzlichsten Gewinsel und Schreien der Gemarterten nicht mit einer Wimper zucken durften. Neben diesen Henkern, von denen zwei zu Kopf- und zwei zu Fußenden des auf der Folterbank festgeschnallten Delinquenten Posto faßten, stand der grimmige „Gesetzvollstrecker". Er trug einen schwarzen Mantel und ein schwarzes Barett, und in seinen Gesichtszügen hatte sich unerbittliche Strenge auszuprägen; seinen Anordnungen hatten die Henker unbedingt Folge zu geben. Bei Anwendung von Daumenschrauben und anderen zum Martern des Körpers bestimmten Instrumenten wurden Türen und Fenster geschlossen und mit dicken Polstern belegt, um das Hinausdringen des Schreiens der Opfer zu verhindern. Mit einem schwarzen Stäbchen gab der Gesetzvollstrecker das Zeichen zum Beginn der Tortur, die Schrauben zogen an, und schreckliches Schreien erfüllte die furchtbare Kammer. Diese Exekutionen fanden demnach nur bei Licht statt. Die „eiserne Jungfrau" dagegen durfte auch am Tage „arbeiten", da sie mit ihren entsetzlichen Messerarmen ihre „Liebhaber" so fest an ihr „Herz" schloß, daß von irgend einem Laut der letzteren keine Rede sein konnte. Die Königsberger Folterbank haben 615 Personen eingenommen, von denen 52 während der Exekution oder später an deren Folgen verstarben. 487 Geständnisse sind erpreßt worden, und 176 Personen verließen ohne ein Geständnis die Bank. Alle diese Unglücklichen waren derart zugerichtet, daß sie selbst von ihren nächsten Verwandten kaum wieder erkannt wurden und zu ihrer Heilung oft Jahre bedurften und dann in der Regel für irgend einen Erwerb unbrauchbar waren; sehr viele von ihnen endeten auch in Kranken- oder sogar Irrenhäusern. Ein Scharfrichter, namens Martin Winzner, ein gewaltiges „Knochenmonstrum", hatte in seinem langjährigen Dienst bei 100 Folterungen und Hinrichtungen die Maschinen „zur größten Zufriedenheit" bedient. Man nahm an, daß er nun genügende anatomische Kenntnisse besäße, um als „Doktor der Medizin" praktizieren zu können, und so wurde er tatsächlich als solcher und im Jahre 1706 sogar zum Leibarzt und Hofmedikus Königs Friedrichs I. ernannt. Auf eine eigenartige Weise und aus sonderbarer Veranlassung hat in Königsberg auch eine Hinrichtung am Galgen stattgefunden. Als König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, den Verbrechern gegenüber bekanntlich streng bis zur Grausamkeit, im Jahre 1731 nach Königsberg kam, entdeckte er bei der Revision der Kasse der Kriegs- und Domänenkammer eine Unterschlagung amtlicher Gelder, die nach einem strengen Verhör dem Kriegsrat v. Schlaubhut zur Last fiel. Als dieser endlich sein Unrecht eingestanden hatte, bestrafte ihn der König eigenhändig mit Stockschlägen und drohte, „ihm die Gurgel zuschnüren zu lassen", wenn solch ein Fall über ihn nochmals zu seinen, des Königs, Ohren käme. Das erschien v. Schlaubhut zu schimpflich, er wurde aufgeregt und gab dem König trotzig zur Antwort: „Majestät, für einen Edelmann ist bis jetzt noch kein Galgen errichtet worden." „Dann soll der erste für v. Schlaubhut erbaut werden", war die Entgegnung des Königs, und tatsächlich ließ dieser sofort vor dem Schlosse, neben der Hauptwache, einen hölzernen Galgen wie für gemeine Diebe aufrichten und v. Schlaubhut am 24. August 1731 daran vom Leben zum Tode befördern. Damit aber diese Hinrichtung ganz „standesgemäß" vor sich gehe, ernannte der Monarch vorher den Scharfrichter zum „Hofscharfrichter". Das war der erste und letzte Galgen inmitten und vor dem Königlichen Schlosse der Stadt Königsberg; die Hofscharfrichterei aber, die sich allerdings nur mit der Hinrichtung vierbeiniger Delinquenten befaßt, hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

* **Altertumsfunde.** Auf einem vorgeschichtlichen Gräberfelde am Lorenzberge bei K a l d u s im Kreise Culm wurden bei der Herbstbestellung des Ackers wieder eine größere Anzahl Funde an die Oberfläche befördert. Es sind u. a. Schläfenringe von Bronze, zahlreiche Perlenringe aus Glas, auch Meißel von Stein und Lanzenspitzen bzw. Pfeilspitzen von Feuerstein aufgelesen worden. Sämtliche Funde sollen dem westpreußischen Provinzialmuseum in Danzig überwiesen werden. Wie verlautet, wird Herr Professor Dr. Kumm-Danzig in diesem Herbste wiederum umfangreiche Nachgrabungen anstellen.

* **Säkularfeier in Labiau.** Am 20. November dieses Jahres sind 250 Jahre verflossen, seit der Große Kurfürst den V e r t r a g v o n L a b i a u schloß und damit die U n a b h ä n g i g k e i t P r e u ß e n s sicherte. Die Erinnerung an diesen Tag, an dem ein Grundstein für die spätere Machtstellung unseres Vaterlandes gelegt wurde, soll durch eine Feier begangen werden, zu der jetzt schon Vorbereitungen getroffen werden. Im Mittelpunkt der Feier wird die E n t h ü l l u n g d e s D e n k m a l s stehen, für das der Kriegerverein Labiau die Mittel beschafft hat; das Denkmal wird die Bildnisse des Kaisers Wilhelm I. und des Großen Kurfürsten tragen und unter den Mauern des Ordensschlosses, unweit der Stelle seinen Platz finden, von der aus der Große Kurfürst seinen berühmten siegreichen Zug über das Eis des Haffes unternahm.

* **Ein heidnisches Gräberfeld** wurde in S p l i t t e r aufgedeckt. Die Ausgrabungen lieferten ein ungemein reiches Ergebnis. Es wurde der Beweis erbracht, daß die Gegend schon seit einem Jahrtausend dicht bevölkert ist. Die in Betracht kommenden Ackerflächen bleiben auch weiterhin den Zwecken der arbeitenden Gesellschaft reserviert.

* **Ein frühgeschichtlicher Bootsfund.** Auf dem freigelegten Terrain des ehemaligen Hotel du Nord in Danzig hat die Hoch- und Tiefbau-Aktiengesellschaft bei den Fundamentierungsarbeiten für den Neubau einen interessanten Fund gemacht, von dem Proben durch den Direktor der Gesellschaft dem Westpreußischen Provinzialmuseum eingereicht wurden. Die Fundamente müssen bis auf die in acht Meter Tiefe lagernde Kiesschicht geführt werden. Darüber lagert, ebenso wie auf der Speicherinsel, alter Motlauboden, aus Schlamm und Torf bestehend. In dieser Schicht ist man auf ein altes, umgekehrt liegendes Boot gestoßen. Es ist bis jetzt nur zum kleinen Teile freigelegt, so daß sich seine Dimensionen noch nicht angeben lassen, doch ist soviel festgestellt, daß es aus Eichenholz und klinkergebaut, sowie mit tierischen Haaren abgedichtet ist. Eiserne Nägel sind nirgends zur Verwendung gekommen. Das Boot scheint ähnlich dem in Mechlinken im Brückschen Moor im Kreise Putzig gefundenen zu sein. Auch einige Wirtschaftsgegenstände, offenbar verschiedenen Zeitläuften entstammend, haben sich dort vorgefunden. Der interessante Fund wird mit aller Sorgfalt freigelegt, um ihn dann in den Besitz des Provinzialmuseums zu überführen.

Kunst und Wissenschaft.

* **Die Renovierung des Domes in Königsberg** ist jetzt so weit vorgeschritten, daß man das Geschehene über- und vorwärts sehen kann, was zu tun noch übrig bleibt. Das ist nun noch recht viel, und man wird wohl kaum daran denken können, vor dem Herbst künftigen Jahres den Dom seiner Gemeinde, baulich erneuert, zurückzugeben. Die Erneuerung eines so alten Baudenkmales wie des Domes — so bemerkte gelegentlich eines Besuches des Goethebundes im Dom der Dombaumeister Provinzialkonservator R. Dethleffen — ist eine ganz andere Aufgabe, als die Schaffung von etwas Neuem, Hier gilt es, nicht eigene Ideen zu verfolgen, sondern Sinn und Absicht des alten Meisters herauszubekommen. Bei der Baufälligkeit des Domes war im Verfolg dieser Aufgabe ganz besondere Vorsicht geboten. In den ersten vier Jahren stand man unter ständiger Lebensgefahr. Im Mauerwerk war kein rechter Zusammenhang mehr. Man kann es heute offen aussprechen, daß für die Domgemeinde während ihrer Gottesdienste lange Zeit ein Unglück zu befürchten war. Jetzt ist der Dom absolut sicher befestigt. Daß solche Zustände eintreten konnten, wie sie vor der Erneuerung des Domes bestanden, liegt in dem Umstande, daß für seine Erneuerung eigentlich nie etwas Durchgreifendes geschehen war. Schon Herzog Albrecht schenkte diesen Dom der Stadt Kneiphof mit der eigentümlichen Begründung: „Weil er doch nächstens im Pregel fällt.“ Damals also war schon der Dom baufällig. Als Tag seiner Gründung wird der 13. September 1335 angenommen, und zwar auf Grund einer Urkunde Luthers von Braunschweig. Der erste Dom Königsbergs stand übrigens auf der anderen Seite des Pregels; er war im Jahre 1296 erbaut, im Jahre 1302 aber schon wieder verlassen worden. Man beabsichtigte, diesen neuen Dom mit Befestigung und Wehrgängen auszubauen. Dagegen aber erhob der Orden aus Furcht, daß diese Befestigung gegen ihn selbst benutzt werden könnte, Widerspruch, und die Geistlichkeit mußte sich fügen. Um die Wehrgänge tragen zu können, hatte man drei Meter dickes Mauerwerk angelegt; da nunmehr der Dom infolge des Verbotes nicht wehrhaft ausgeführt werden sollte, baute man in einer viel dünneren Mauerschicht weiter in die Höhe. Das ist noch heute zu sehen. Ursprünglich war der Dom als Basilika gebaut und mit einer Holzdecke versehen, die höher lag als das jetzige Spitzbogendach; die Fenster dagegen waren früher niedriger als jetzt. Was die wieder aufgedeckten, bisher unter der Tünche verborgenen Bilder betrifft, so ist es interessant, daß kein einziges sich auf kirchliche Dinge bezieht, und sie sämtlich ritterliche Darstellungen, zumeist mit Wappen der Gebietiger des Ordens zeigen. Nur im hohen Chor fand man Bilder kirchlichen Inhalts mit heute schwer denkbaren symbolischen Darstellungen. Eine Ausmalung dieser alten Bilder findet nicht statt. Man erneuert nur die alten Farben, soweit noch etwas von Farbe zu sehen ist. Besonders interessant ist die reich gegliederte Außenseite der Nordfront. Hier hat man in einer Nische durch Zufall u. a. ein lebensgroßes Marienbildnis entdeckt und durch vorsichtiges Abklopfen der Tünche freigelegt. An der Nordseite befinden sich auch die beiden historischen Ziegelsteine, an die sich eine alte Königsberger Sage knüpft. Dem ersten Dombaumeister sollten nämlich, nach Vollendung des ganzen Baues, ausgerechnet zwei Ziegelsteine übrig geblieben sein, die er hervorstehend nebeneinander gelagert in einer Nische einmauerte. Und kein Mensch, so fügt die Sage hinzu, sollte die Steine wieder aus dem Dome herausbrechen können. Die Sage hat sich vollauf erfüllt. Denn als man bei der Erneuerung des Domes an diese Stelle kam und die Wand zur Untersuchung vorsichtig beklopfte, da — fielen die Steine von selbst heraus; man konnte sie also nicht mehr herausbrechen. Sie sind jetzt aber wieder, zum Gedächtnis der Sage, wenn auch etwas höher wie früher, aber in derselben Stellung und Lage, fest eingemauert.

* **Naturdenkmalpflege.** Das Kultusministerium hat zur Förderung der Erhaltung von Naturdenkmälern im preußischen Staatsgebiet eine „staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege“ errichtet. Diese hat einstweilen ihren Sitz in Danzig und wird von dem Direktor des Westpreußischen Provinzialmuseums Prof. Dr. Conwentz als dem staatlichen Kommissar für Naturdenkmalpflege in Preußen verwaltet.

Fauna und Flora Altpreußens.

* **Das Elchgeweih im Moore.** In einem zum Rittergut Gr. Lenkuk (Kr. Angerburg) gehörigen Moor wurde vor einer Anzahl von Jahren beim Torfstechen tief im Moor eine riesige Elchschaufel in ausgezeichnetem Erhaltungszustande aufgefunden. Da an dem erlesenen Prachtstück der Vorzeit noch jede Zacke, jede Perle erhalten ist, fand es einen Ehrenplatz über dem Hauseingange des Rittergutes. Alles Suchen nach der zweiten Schaufel war seinerzeit vergeblich; es handelt sich wahrscheinlich um eine vor vielen Jahrhunderten abgeworfene Stange eines Elches. Jetzt befindet sich das interessante Stück, das das einstige Vorhandensein des Elches in der Borker Heide beweist, zu wissenschaftlichen Untersuchungen in der königlichen geologischen Landesanstalt in Berlin.

* **Das Vorkommen der Sumpfschildkröte in Westpreußen** hat Oberlehrer Dr. Dahms-Danzig zunächst im Kreise Culm festgestellt, dann sicher im Kreise Graudenz in einem See südlich von Graudenz bei Mischke und auch in der Nähe der Rondsener Seen. Reichlicher noch sind die Ergebnisse im Kreise Marienwerder, wo solche früher, zum Teil auch noch jetzt, beobachtet sind in Mariensee, Mareese, Honigfelde, in der Liebe, nahe der Graudenzer Chaussee, im Schwalundersee bei Neuhöfen und bei Sedlinen. Ferner sollen in der Jamier Forst, die an Sedlinen grenzt, und in Ellerwald Schildkröten beobachtet worden sein. Reichlich sind ebenfalls die Angaben aus dem Kreise Stuhm, wo die Schildkröten insbesondere im nordöstlichen Teil vorkommen. In Fischteichen machen sie sich dadurch bemerkbar, daß sie die Schwimmblase und die daranhängenden Eingeweidereste der unter Wasser verzehrten Fische schwebend oder auf der Oberfläche schwimmend zurücklassen müssen. Im Dameransee und in Budisch ist die Sumpfschildkröte beobachtet worden. Auch im Landkreise Elbing sollen die Tiere vorkommen. Aus den Kreisen Thorn und Marienburg fehlen Beobachtungen und Angaben. Von den Kreisen, die der linken Seite des Weichselstromes angrenzen, sind Sanskau und Oragaß aus dem Kreise Schwetz als Fundorte anzusehen. Im Umkreise von Mewe und Dirschau sind lebende Tiere nicht beobachtet, dagegen in dem Kreise Danzig Niederung und Danzig Stadt, ebenso im Kreise Briesen, besonders in den Brüchen von Hohenkirch. Im Kreise Löbau wurden lebende Schildkröten im Lorkener Bruch und im Kielpiner See festgestellt. Ueber den Kreis Rosenberg liegen sichere Nachrichten nicht vor. In dem Kreise Strasburg kommt die Schild-

kröte in den Seen, die nördlich der Stadt Strasburg liegen, vor; auch in den Ellernsümpfen des Zoppoter Gutslandes im Kreise Neustadt soll sie festgestellt sein. Im Kreise Flatow ist das Vorkommen auf dem Gute Kappe bei Lanken festgestellt. Dieser Fundort verdient deshalb Beachtung, weil sein Abfluß durch das Gebiet der Netze zur Oder führt. Fundstellen für das lebende Tier sind also in 13 der 27 Kreise mehr oder minder sicher festgestellt.

* **Eine Raupe des Oleanderschwärmers,** dessen eigentliche Heimat Kleinasien und das nördliche Afrika ist, fand kürzlich ein Schüler in der Nähe von Ortelsburg. Der Oleanderschwärmer hat neben seiner Größe eine seltene Farbenpracht aufzuweisen; er ist in der Grundfarbe lebhaft grasgrün, auf den Vorderflügeln mit weißlichen, rosenroten und violetten Streifen und Flecken, auf der Wurzel der Hinterflügel breit violett und ebenso bunt am Körper gezeichnet.

Verschiedenes.

* **Verbotene Wege im Walde.** Die auch von uns wiedergegebenen juristischen Ausführungen, daß es unzulässig sei, den Spaziergängern das Betreten eines Waldes zu verbieten, werden von Herrn Justizrat Dr. Lehfeld in Berlin, der als Autorität auf dem Gebiete des Forst- und Jagdrechtes gilt, richtig gestellt, daß a) der Eigentümer eines Waldes berechtigt ist, das Betreten des Waldes in allen seinen Teilen außerhalb der öffentlichen Wege durch Anbringung von Warnungszeichen, Verbotstafeln usw. zu verbieten, und b), daß der § 368 Nr. 9 des Reichsstrafgesetzbuches für Preußen Anwendung findet und diejenige Strafbestimmung bildet, aus der das unbefugte Betreten solcher Privatwege bestraft wird, die durch Warnungszeichen geschlossen sind, und endlich c), daß das Verweilen auf umfriedeten Waldgrundstücken ohne Befugnis und trotz der Aufforderung des Berechtigten, sich zu entfernen, nach § 9 des Feld- und Forstpolizeigesetzes bestraft wird. Abgesehen von der oben erwähnten strafrechtlichen, besteht übrigens noch eine weitere Gefahr, auf die „der harmlose Spaziergänger" hierdurch warnend aufmerksam gemacht sei. Das ist nämlich die ihm aus dem Jagdbetriebe des Jagdberechtigten drohende Gefahr. Der letztere darf damit rechnen, daß das Gesetz von jedermann gekannt ist und auch befolgt wird. Daß vielleicht Menschen sich unbefugt — und für ihn unsichtbar — in Waldteilen aufhalten, deren Betreten ausdrücklich und zu Recht verboten ist, braucht er nicht unbedingt in den Bereich seiner Erwägungen zu ziehen, bevor er einen Schuß abgibt. Der „harmlose Spaziergänger" kann daher leicht eine Verletzung davontragen, für die der Jagdberechtigte weder zivilrechtlich noch strafrechtlich verantwortlich wäre.

* **Die Freilegung des Königlichen Schlosses in Königsberg.** An der nach dem Altstädtischen Markt zu gelegenen Frontseite des Hauses der ehemaligen Pomattischen Konditorei befindet sich das von der Stadt Königsberg seinerzeit dem König Friedrich I. gewidmete Standbild. Da bei dem nun erfolgten Abbruch der auf jener Seite der Altstädtischen Bergstraße stehenden Baulichkeiten eine vorherige Einigung über die Art und Weise, in der der Abbruch des Denkmals erfolgen sollte, resp. wer die hierfür entstehenden Kosten zu tragen hätte, nicht erzielt war, beschloß man, die Entscheidung dem Ministerium zu unterbreiten. Das Ministerium bestimmte, daß das betreffende Haus unverzüglich abgebrochen werden soll; die hierfür sowie für die Sicherstellung des Denkmals bis zu seiner weiteren Verwendung entstehenden Kosten trägt die Stadt, die auch die später zu erledigenden Arbeiten ausführen läßt. Das Denkmal wird später, nachdem der genaue Platz, den es an der den Schloßgarten abschließenden hohen Zyklopenmauer erhält, festgestellt ist, dort in einer dem Denkmal und der neuen Terrasse selber entsprechenden Umrahmung angebracht und so für spätere Generationen erhalten bleiben. Neben der Aufstellung dieses Denkmals an der Mauer selber ist auf dem nach der Seite des Schloßberges zu gelegenen Teile der neuen Terrasse die Anlage eines monumentalen Springbrunnens sowie die Errichtung eines dem Kaiser Friedrich gewidmeten zweiten Standbildes in Erwägung gezogen. Nach Beendigung der Vorarbeiten und dem Abbruch des jetzt noch stehenden letzten Hauses hofft man, falls die Witterung einigermaßen günstig bleibt, noch im Laufe dieses Jahres mit den Planierungsarbeiten und der Herstellung eines Teiles der abschließenden Mauer beginnen zu können, so daß im nächsten Jahre die Freigabe der neuen Schloßterrasse erfolgen kann.

* **Ein Prozeß, in dem der Kaiser der Kläger ist,** schwebt zurzeit beim Insterburger Landgericht. Der Kaiser hat nämlich gegen den Pächter Kallweit des Rominter Hotels, das kaiserliches Privateigentum ist, eine Klage auf Räumung desselben anstrengen lassen, und zwar mit der Begründung, daß der Pächter die Pachtung nicht vertragsmäßig bewirtschaftet. In erster Instanz ist die Klage vom Amtsgericht in Goldap kostenpflichtig abgewiesen worden. Auf die eingelegte Berufung hat die Ferienzivilkammer des Insterburger Landgerichts in ihrer letzten Sitzung einen Beweisbeschluß erhoben. Es sollen der Oberhofmarschall Graf zu Eulenburg und der Oberförster Frhr. Speck von Sternburg als Zeugen vernommen werden. Alsdann wird die 1. Zivilkammer des Insterburger Landgerichts im Namen des Königs in Sachen des Kaisers zu erkennen haben.

* **Ein uralter Eichbaum** mit einem Stammumfang von 26 Fuß steht im Dorfe Schnaugsten am Gehöft des Wirtes Schnaugst. Diese Eiche hat ein Urahne der Familie Schnaugst vor einem halben Jahrtausend gepflanzt; danach wäre die Familie Schnaugst die älteste dieses Kreises, da sich der Stammbaum der wenigsten Familien über die Zeit des dreißigjährigen Krieges herüber feststellen läßt, weil nach dieser Zeit ja erst die Kirchenbücher fortlaufend und ordnungsmäßig geführt worden sind.

Literatur.

* **Die Vegetationsverhältnisse der Frischen Nehrung** betitelt sich eine von Herrn Hans Preuß, Lehrer und Botaniker in Danzig, aus Anlaß der 7. Hauptversammlung des Deutschen Forstvereins verfaßte Schrift, die auf Veranlassung des Herrn Dr. K. G. Lutz-Stuttgart, Vorsitzenden des Deutschen Lehrervereins für Naturkunde, bei der Verlagsbuchhandlung von A. W. Kafemann-Danzig in einer besonderen Ausgabe erschienen ist. Der Verfasser schildert in dieser Arbeit auf Grund eines mehr-

jährigen, sehr eingehenden Studiums das wechselvolle Pflanzenkleid unserer Nehrung. Der erste Abschnitt, der sich mit der Pflanzengeographie dieses Gebietes befaßt, gibt über die Art und Weise der Besiedlung unserer Dünen mit den Kindern Floras Aufschluß. Unverkennbar ist der Einfluß des Weichselstromes auf die Zusammensetzung der Pflanzenformation unserer Nehrungsküste. Ihm verdanken die Dünen auch jene Arten, die nach der Annahme neuerer Pflanzengeographen pontischen Ursprungs sind. Als zweite pflanzengeographische Tatsache kommt die relative oder absolute Westgrenze einzelner Spezies in Betracht, die durch die Weichsel bestimmt wird. Zu den bedeutsamsten Gliedern der Nehrungsflora gehört die Gruppe der Strandpflanzen, von denen einige überhaupt nur beschränkte Gebiete der baltischen Küste charakterisieren. Im zweiten Abschnitt behandelt der Verfasser die Vegetation auf den Dünen der Frischen Nehrung. Aus diesem umfangreichen Teile sei nur des allgemeinen Interesses wegen auf die Schilderung der subfossilen Reste der allgemeinen Bewaldung hingewiesen, die einst die Küste des baltischen Meeres umsäumte. Bei Vogelsang und Pröbbernau ruhen ganze Wälder, bis über die Wipfel verschüttet, im weißen Dünensande. Humusschichten der alten Waldbestände, die vom Winde wieder aufgedeckt worden sind, treten am deutlichsten auf den „Wanderdünen" zwischen Kahlberg und Neukrug zutage und bilden hier in der Regel auf kleinen Flächen groteske, felsenähnliche Partien. Selbst auf der Vordüne, in unmittelbarer Nähe des Seestrandes lassen sich diese Schichten feststellen und liefern somit den Beweis dafür, daß der untergegangene Waldbestand mit seinen mächtigen Humuslagen weit in das Meer hineingereicht hat. Von besonderer Bedeutung für spätere Dünenforschung ist eine tabellarische Uebersicht der Dünenpflanzen der Frischen Nehrung, - die nach ihren Standorten und ihrer Verbreitung geordnet sind. Die Vegetationsverhältnisse des Hochwaldes hat der dritte Abschnitt des vorliegenden Buches zum Gegenstande. Er behandelt den Nehrungswald nach folgenden Gesichtspunkten: 1. Kiefernbestände, in denen Laubhölzer als Unterholzbildner mitwirken, 2. Kiefernbestände mit ausgesprochenem Heidecharakter. Eingehende Berücksichtigung finden die Waldmoore. Die Vegetation der Siedlungen und Aecker der Frischen Nehrung beschäftigt uns im letzten Abschnitte. Weitere Kreise interessiert gewiß das, was der Verfasser über das Verhältnis der Bevölkerung der Nehrung zur Pflanzenwelt mitteilt. Der Nehrunger, dem die Natur mannigfaltige Entbehrungen und schwere Kämpfe auferlegt, steht der Flora seiner Heimat fast gleichgültig gegenüber. Er hat deshalb im Gegensatze zu unserer slawischen Bevölkerung nur für solche Pflanzen volkstümliche Namen, die ihm einen unmittelbaren Nutzen bringen. Schließlich sei noch auf die außerordentlich gute Ausstattung des Buches — dasselbe enthält 18 Abbildungen und eine Uebersichtskarte der Frischen Nehrung — hingewiesen, das als ein wertvoller Beitrag zur Kenntnis der heimischen Pflanzenwelt allen denen aufs wärmste empfohlen werden kann, die sich aus Liebhaberei oder wissenschaftlichem Interesse dem Studium der Flora Westpreußens widmen.

* **Der westpreußische botanisch-zoologische Verein** erstattete Anfang Oktober seinen 28. Bericht, den 17 Abbildungen unterstützen. Er gibt Kenntnis von der reichen vielseitigen Arbeit des vergangenen Jahres, von den Sitzungen, Vorträgen und Exkursionen. Oberlehrer Dr. Müller-Elbing ist mit seinem bei der Hauptversammlung gehaltenen Vortrag über „Unsere Kenntnis von den Mallophagen", Oberlehrer F. Braun-Marienburg mit seinem Vortrage „Bemerkungen zum Vogelzuge" vertreten. Letzterer plaudert in einem längeren Artikel auch über „die Säugetiere und Vögel Konstantinopels und seiner Umgebung". Hans Preuß-Danzig liefert eine Vorarbeit zu einer „Flora der Frischen Nehrung". Der Verfasser hat die Früchte seiner langjährigen floristischen Nehrungsforschungen bereits gelegentlich des Forsttages in einer sehr interessanten Schrift niedergelegt. „Biologische Skizzen" gibt Prof. Dr. Bail-Danzig, „die Umwandlung der Pflanzen" bespricht Rektor F. Kalmuß-Elbing, über die Schwemmlandinsel Messina unterrichtet Oberlehrer P. Lange-Danzig. Diese Themen sind sämtlich bei der Zoppoter Hauptversammlung besprochen. F. Tessendorf-Charlottenburg erstattet einen vorläufigen Bericht über eine im Auftrage des Vereins ausgeführte Reise, die der Untersuchung der Kolke und Altwässer zu beiden Seiten der Weichsel dienen sollte. Ferner enthält das umfangreiche Heft einen Vortrag des Oberförsters Herrmanns-Wirthy „Ueber die Zapfen der Koniferen". Prof. Dr. Bail-Danzig berichtet über „Keulenförmige Pilze". Dr. Gr. Enderlein-Berlin referiert über eine „entomologische Reise durch das westpreußische Küstengebiet". Derselbe Autor gibt Aufschlüsse über die „Copeognathen-Fauna Westpreußens". Dr. P. Dahms-Danzig erzählt Interessantes über „die Sumpfschildkröte in Westpreußen". R. Lucks, botanischer Assistent an der Danziger landwirtschaftlichen Versuchsstation, äußert sich zur „Vererbungsfrage". Dr. J. Thieneman beleuchtet den „Vogelzug auf der Kurischen Nehrung" und Prof. Dr. Braun faßt kurz einiges über den „Walfang und Walverwertung" zusammen. Man sieht, der 117 Seiten umfassende Bericht ist außerordentlich interessant und bemerkenswert.

* **Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Westpreußen.** Nach einer Pause von sieben Jahren hat die Provinzialkommission zur Verwaltung der westpreußischen Provinzialmuseen das 12. Heft dieses groß angelegten Werkes herausgegeben, das vom Provinzialkonservator B. Schmid bearbeitet ist. Das Heft enthält das Denkmälerverzeichnis von 30 Städten und Ortschaften des Kreises Rosenberg. Vorzugsweise sind es kirchliche Baudenkmäler und Kunstgegenstände, die sich erhalten haben und der Erhaltung wert sind. Im ganzen sind es 6 Kirchen in den 5 Städten und 16 Landkirchen, von denen 7 noch wesentlich als mittelalterliche Bauten bezeichnet werden können. Alles sind einfache, anspruchlose Backsteinbauten, deren Reiz in ihrer Einfachheit, aber auch in einer gewissen nicht zu verkennenden Eigenart besteht. Ganz hervorragend ist die profane Kunst durch die Schlösser Finckenstein, Schönberg, und dem, wohl Finckenstein nachgeahmten, Langenau vertreten. Finckenstein, eine wahre Perle der lebensfrohen Bauweise des 18. Jahrhunderts, Schönberg, in seinen Teilen aus mehreren Jahrhunderten (14.--18.) stammend, ein stimmungsvoller, romantischer Winkel. Dem geographisch geordneten Verzeichnis der einzelnen Orte ist ein allgemeiner Abschnitt über das Bauernhaus angefügt, auch ist dem Heft ein reicher Bilderschmuck beigegeben.

* **Eine neue Handkarte der Provinz Westpreußen,** entworfen und gezeichnet von Lehrer Paul Behrend in Kommerau, ist soeben in dem pädagogischen Verlage von A. W. Kafemann in Danzig erschienen. Im Maßstabe von 1 : 1000000 (1 km in der Natur = 1 mm auf der Karte) berücksichtigt diese Karte zum erstenmal alle neuern Bestrebungen auf dem Gebiet der Heimatkunde, insbesondere die Ideen, die der Direktor des Westpreußischen Provinzialmuseums, Professor Dr. Conwentz, in seinen bekannten Werken „Die Heimatkunde in der Schule" und „Naturdenkmäler" vertreten hat. Der umfangreiche Stoff, der auf der betreffenden Handkarte zur Darstellung gekommen ist, verteilt sich auf zwei Kartenblätter. Das physikalische Kartenblatt bietet in sauberer Ausführung und guter Abtönung die Bodengestaltung und Bewässerung, die Tiefen der Danziger Bucht und die vollständige Küstensicherung, die ausgedehntesten Wälder und bemerkenswertesten Naturdenkmäler, die schützenden Weichseldämme und sämtliche Kanäle der Heimatprovinz. Beachtenswert sind auf diesem Kartenblatt

besonders die Naturdenkmäler, deren kartographische Darstellung bisher keine Handkarte gebracht hatte. Da sie nur mit einem stehenden Kreuz und fortlaufender Ziffer bezeichnet sind, so ist jede Ueberfüllung des Kartenblatts mit Namen geschickt vermieden. Zur näheren Erläuterung bietet die innere Deckelseite — die Karte wird in einem steifen Umschlagdeckel abgegeben — eine übersichtliche Zusammenstellung der Naturdenkmäler. Das politische Kartenblatt enthält die neue Kreiseinteilung, sämtliche Städte, die bedeutendsten Marktflecken und Dörfer, das vollständige Bahnnetz, die wichtigsten Chausseen, charakteristische vorgeschichtliche Denkmäler, die Ordensburgen und Ordensruinen, Schlachtorte, Schießplätze, Bismarcktürme, Badeorde, Walfahrtsorte, Schlösser und dgl. mehr. Bei der Kreiseinteilung sind namentlich die neuen Stadtkreise (Graudenz und Thorn) berücksichtigt. Die Städte sind auf Grund der Ergebnisse der letzten Volkszählung vom 1. Dezember 1905 nach ihrer Einwohnerzahl abgestuft. Bei den Städten, Marktflecken und Dörfern ist die amtliche Schreibweise wie auch die Namensänderung maßgebend gewesen. Das Bahnnetz weist alle Bahnen (Voll-, Neben- und Kleinbahnen) auf, auch diejenigen, die am 2. Oktober d. J. dem Verkehr übergeben worden sind (Czersk-Laskowitz und Flatow-Vandsburg) und kennzeichnet ferner die im Bau begriffenen (z. B. Schmentau-Marienwerder-Riesenburg und Schlachta-Skurz) und geplanten Bahnen (z. B. Lindenau-Tiegenhof und Thorn-Scharnau). Auch bei den Chausseen ist auf die neuen Strecken (z. B. Neuenburg-Gr. Kommorsk-Kommerau) Rücksicht genommen. Neu ist auf dem politischen Kartenblatt die Darstellung von charakteristischen vorgeschichtlichen Denkmälern, wozu der untere Rand des Kartenblatts die erforderliche Zeichenerklärung und die dritte und letzte Deckelseite eine übersichtliche Zusammenstellung bringen. Auch die Orte mit Ordensburgen und Ordensruinen, die Schießplätze, die Bismarcktürme u. v. a. bieten die bisher erschienenen Handkarten in besonderer Kennzeichnung nicht. Der Umschlagdeckel, der auf der Titelseite mit dem westpreußischen Wappen geschmückt ist, bringt, wie schon erwähnt, eine Zusammenstellung der Naturdenkmäler und vorgeschichtlichen Denkmäler. Der Preis der Karte ist ein äußerst niedriger (30 Pf.) und ermöglicht eine allgemeine Einführung in den Schulen. Da ein besonderes Hauptgewicht auf die Darstellung der Bahnen mit den Uebergangsstationen und der wichtigsten Chausseen gelegt ist, so eignet sich die Karte in ihrem handlichen Format auch als Verkehrskarte vorzüglich. An einer billigen Verkehrskarte mangelte es bisher in unserer Provinz. Wir wünschen dieser neuen, eigenartigen und gut ausgeführten Handkarte die weiteste Verbreitung in Schule und Haus. Möge aber auch die Schulaufsichtsbehörde der Provinz sich ihre Einführung in den westpreußischen Schulen zur Förderung von Heimatkunde und Heimatliebe eifrigst angelegen sein lassen!

* **Zur ermländischen Volkskunde.** Ein erfreuliches Zeichen des immer regeren Sinnes für die Volkskunde ist eine in Greifswald herausgegebene Dissertation: Beiträge zur ermländischen Volkskunde von Max Philipp aus Neuteich-Höhe. Greifswald, F. W. Kunike, 1906. — Die Arbeit beginnt mit einem Aufsatz über die Geschichte des Ermlandes und die Hilfsmittel zu ihrer Erforschung. Ermland ist bekanntlich von 1466 bis 1772 in polnischem Besitz gewesen, und die polnische Herrschaft hat zu dem konfessionellen Unterschied von Ostpreußen geführt. Auch heute noch ist die protestantische Bevölkerung nur in einzelnen Stellen vertreten, nirgends aber stark. Namentlich widmet der Verfasser den Rechtsverhältnissen eine lehrreiche Uebersicht. Auch über die Abgaben gibt Dr. Philipp ausführlich Auskunft. Der 1. Abschnitt behandelt dann die Fluraufteilung. Die Bodenbeschaffenheit des Ermlandes erforderte bei der Aufteilung besondere Rücksicht, so daß von der sonst üblichen Berechnung abgesehen werden mußte. Noch heute sind vielfach solche Reste der alten Flurteilung zu erkennen. Ein sehr interessanter Abschnitt über die Flurnamen folgt. Aus Urkunden läßt sich schon aus dem 14. Jahrhundert mancher deutsche Name feststellen. Tiere, Pflanzen, Bäume, Quellen, Flüsse, Moore haben, wie überall, vielfach namengebend gewirkt. Spät erst sind die Bezeichnungen nach Personennamen eingeführt.

Dann geht der Verfasser auf die Siedlungsform ein. Die vorherrschende Siedlungsform ist das Straßendorf. Die Ansiedler übernahmen zunächst die preußischen Ortsnamen und haben sie mit Ausnahmen auch beibehalten. Der Verfasser weist speziell die Eigentümlichkeit der Ansiedlung in Neukirch nach und geht dann auf die wirtschaftliche Entwicklung ein. Im 4. Abschnitt behandelt Philipp das Bauernhaus. Er unterscheidet 4 Typen: a) Ein-, b) Flügelbau, c) Karree, d) Hofanlage. Der erste Typus ist ein langer, einstöckiger Einbau, der Wohn- und Wirtschaftsräume in einem länglichen Rechteck, unter einem fortlaufenden Dach vereinigt. Der zweite erweitert das Einhaus je nach den Anforderungen eines größeren Wirtschaftsbetriebes zu einem Flügelbau oder Winkelbau, der die Wirtschaftsräume auf verschiedene Gebäude verteilt, die aber im rechten Winkel an das Hauptgebäude sich anlehnend, mit diesem unter einem fortlaufenden Dach vereinigt werden. Die Weiterentwicklung des Flügelbaues ist dann drittens der Vierkant, in dem sich Wohn- und Wirtschaftsgebäude um einen innern Hofraum gruppieren und unter fortlaufendem Dach zu einem geschlossenen Karree sich vereinigen. Die vierte Bauart endlich ist der moderne Hofbau, der das Karree derart auflöst, daß ein größerer, an allen Ecken offener Hofraum entsteht, dessen 4 Seiten von dem Wohnhaus und drei Wirtschaftsgebäuden begrenzt werden. Er geht dann auf die einzelnen Merkmale und Ursachen der verschiedenen Typen ein. Es folgt die Konstruktion des Hauses und der Hausschmuck, wobei sehr hübsche Bilder von Fachwerkbauten und Giebelverzierungen beigegeben sind. Der Verfasser behandelt dann die fränkisch-oberdeutsche Bauart des ermländischen Bauernhauses. Der nächste Abschnitt handelt von der ermländischen Tracht, der ja in der vorigen Nummer des „Wanderer" gedacht wurde, und die Bestimmungen über die Kleiderordnungen werden aus verschiedenen Zeiten mitgeteilt. Der Verfasser nennt dabei die volkstümlichen Ausdrücke und erklärt sie. Schließlich folgt in einem 6., mit großer Liebe behandelten Abschnitt eine Erörterung von Sitte und Brauch, der natürlich neben Bekanntem auch vieles Eigentümliche und Verborgene aus den Sitten bringt. Von der Geburt und Taufe bis zum Grabe werden die Bräuche besprochen und manches Sprichwort und volkstümliche Verschen mitgeteilt. Mancher uralte Aberglauben lebt fort bis auf die Gegenwart.

Jedenfalls ist das Werk für jeden, der Heimatkunde treibt, eine erfreuliche, lehrreiche Gabe, die zu weiteren Betrachtungen anderer Landschaften unserer Provinz anregen möge. Es ist dies um so wichtiger, als die durch Eisenbahn und Zuwanderung veränderte Kultur von alter Sitte immer mehr und mehr raubt.

* **Einen Führer durch Konitz** hat der Verlag Dr. P. Petras-Konitz herausgegeben. Das kleine Büchelchen gibt in kurzer und knapper, aber klarer Weise dem Fremden Aufschluß über alles Sehenswerte und genügt, um das kleine, 11000 Einwohner zählende Städtchen, gründlich kennen zu lernen.

* **Königsberger Universitätskalender W.-S. 1906/7,** herausgegeben von Gräfe & Unzer (Inhaber Pollakowsky & Paetsch) unter Mitarbeit von Dr. phil. Gustav Thurau, Privatdozent an der Königl. Albertus-Universität Königsberg 1906, Verlag von Gräfe & Unzer. Preis des Kalenders 50 Pf. — Zum erstenmal erscheint in Königsberg ein solcher Kalender, geschmückt mit dem Bildnisse des Kurators Sr. Exzellenz von Moltke und des Rektors der Universität Geh. Medizinalrat Professor

Dr. Kuhnt. Auch sonst ist die Ausstattung eine sehr würdige, aber auch zugleich für den praktischen Gebrauch der Studierenden und Dozenten durch Stundenpläne und Notizblätter hergestellt. Für die Studierenden werden die Vorschriften, die wirtschaftlichen Verhältnisse der Stadt, so weit sie für die Studenten in Betracht kommen, die Stipendien und die Preisaufgaben im einzelnen aufgezeichnet. Außerdem werden genaue Angaben über die akademischen Aemter, Lesevereine, die Palästra, den Verein für volkstümliche Hochschulkurse und die wissenschaftlichen Anstalten der Universität gemacht. Eine weitere sehr wertvolle Zugabe sind die Studienpläne, wie sie von Fachmännern vorgeschlagen oder offiziell eingeführt sind. Aus dem reichhaltigen Inhaltsverzeichnisse sei noch die Wohnungsliste der Dozenten und die Aufzählung der studentischen Verbindungen erwähnt. Schließlich sei noch der beiden Aufsätze von Dr. Thurau „Berühmte Lehrer der Albertina" und „Erinnerungen aus dem Königsberger Karzer" gedacht. Während der erste einen Einblick in den Werdegang unserer Universität in einem Rückblick gewährt, enthält der zweite Aufsatz eine Fülle von heiteren Inschriften und Auszügen aus Sammlungen von Gedichten, die müßige Studenten während und nach der Erledigung ihrer Karzerstrafen gemacht haben. Allen augenblicklichen und ehemaligen Bürgern der Albertina, die für ihre Geschichte noch Interesse haben, wird das Buch eine wertvolle Anregung bieten.

* **Wendt,** Seminardirektor Dr., Der deutsche Ritterorden und seine Burg. Rede zum „Deutschen Tag", gehalten im großen Remter des Schlosses Marienburg, den 26. August 1906. Leipzig 1906. Verlag der Dürrschen Buchhandlung. 40 Pf. Diese an geweihter Stätte gehaltene Rede gibt einen Durchblick durch die große Geschichte des deutschen Ritterordens. Wir sehen den ersten Zug stahlbewehrter Ritter das Land deutscher Kultur unterwerfen, sehen die Marienburg entstehen. Glänzende Hochmeistergestalten tauchen auf, das Gebiet wächst, eine reiche Kultur entsteht. Dann aber kommt die Zeit des Niedergangs, der Unglückstag von Tannenberg, der Friede von Thorn. Die Herrschaft des Ordens wird zertrümmert, aber die deutsche Gesittung und Gesinnung bleibt und findet weiter Pflege und Förderung, bis das Land schließlich unter die Obhut Preußens kommt und neu aufblüht. Wie das äußere, so ist auch das innere Leben echt deutsch. Deutsche Einigkeit, deutsche Treue, deutsche Tugenden herrschen. Die Grundlage der ganzen Kultur aber bildet eine überzeugte Religion, mit deren Verfall auch der Orden verfällt, noch im Sinken mit seiner Zwietracht ein deutsches Bild bietend. Mit dem Orden sinkt die Burg, dieses unvergleichliche Kleinod deutscher Baukunst, das sich aber in jüngster Zeit wie ein Phönix wieder aus der Asche erhoben hat, ein Zeichen deutschen Sinnes, deutscher Tatkraft, deutscher Größe, das deutsch immer bleiben soll. Die ganze Rede aber soll und wird dazu beitragen, der großen Sache des deutschen Volkes im Osten zu dienen, Begeisterung für deutsche Taten und deutsche Bauten zu wecken, der laxen Gegenwart einen Spiegel vorzuhalten, zur Nachahmung aufzufordern und von falschen Wegen abzuschrecken.

* **„Westpreußen. Ein Handbuch der Heimatkunde für Schule und Haus, von A. Ambrassat."** Preis 3,50 Mark broschiert, 4 Mark gebunden. Verlag A. W. Kafemann-Danzig. Der Verfasser hat sich bereits durch Herausgabe von verschiedenen anderen, weit verbreiteten Schulbüchern, in der Lehrerwelt Westpreußens und darüber hinaus einen guten Namen erworben. Das vorliegende Buch will den Lehrern zur Vorbereitung auf den heimatkundlichen Unterricht als Handbuch, den Lehrerbildungsanstalten (Präparandien und Seminarien) sowie den anderen Lehranstalten zum häuslichen Studium als Lehrbuch dienen. Es will alle seine Leser mit den Eigenarten und Schönheiten der Heimatprovinz, also mit dem, was ihr ein besonderes Gepräge verleiht, in ausführlichster Weise bekannt machen. Ein flüchtiger Blick in das Buch genügt schon, um zu beweisen, daß es in Anlage und Inhalt, in Durchführung und Ausstattung, die bisherigen „Heimatkunden" bei weitem übertrifft. In höchst fesselnder und volkstümlicher Weise sind die Eigenarten und Schönheiten Westpreußens in Wort und Bild zutreffend geschildert. Bezugnehmend auf die große und interessante Vergangenheit Westpreußens, auf die landschaftlichen Schönheiten und eigenartigen Naturdenkmäler, auf die altersgrauen Burgen und Burgruinen, auf die ehrwürdigen Gotteshäuser und mannigfachen Erzeugnisse westpreußischen Kunst- und Gewerbefleißes dürfte dem Verfasser der Beweis durchaus geglückt sein, daß die deutsche Provinz Westpreußen würdig im Kranz ihrer Schwesterprovinzen dasteht. Von den einzelnen Abschnitten des Handbuches seien nur einige hervorgehoben, die in ihrer Uebersichtlichkeit, Volkstümlichkeit und Ausführlichkeit bisher in keiner „Heimatkunde" vorhanden gewesen sind, z. B. der Abschnitt über die Entstehung des Bodens (Urmeer, Braunkohlenzeit, Diluvialzeit Alluvialzeit), über die Urbevölkerung (Steinzeit, Bronzezeit und Hallstätterzeit) und über die Beschäftigung der Bewohner (landwirtschaftliche Industrie, gewerbliche Industrie und Fischerei). Insbesondere ist der Abschnitt über die Urbevölkerung Westpreußens zur Behandlung der vorgeschichtlichen Wandtafeln in der Schule sehr geeignet. Ferner ist dem heimatkundlichen Handbuch eine Handkarte beigegeben, die eigens für die Zwecke desselben nach Maßgabe der neuesten Forderungen, die auf heimatkundlichem Gebiete gestellt werden, von Lehrer Paul Behrend, dem Verfasser des „Westpreußischen Sagenschatzes" gezeichnet worden ist. Mögen Handbuch, Handkarte und Leitfaden in den westpreußischen Gauen freundliche Aufnahme finden und überall in Schule und Haus rechte Heimatliebe fördern helfen! Mögen sie, dem Motto getreu, eine genauere Kenntnis des Ostens auch über die Grenzen der westpreußischen Heimat hinaus verbreiten!

* **Tante Malchens Briefe an ihre Freundin Jettchen Bludat.** Von Alice Wagner. Verlag: Gose & Tetzlaff, Berlin SW. 61. In zwölf Briefen, die zwischen zwei alten Freundinnen gewechselt werden, entrollt die Verfasserin ein vollständiges Bild vom Leben und Lieben einer braven Ostpreußin, die in nicht mehr ganz jugendlichem Alter ihren Jugendgeliebten gewinnt. Die Beschreibung der Hochzeit bildet den Schluß. Die ganze Schilderung wird getragen von einem warmen, echt deutschen Humor, und die ostpreußische Mundart, die die Verfasserin meisterhaft beherrscht, gibt mit ihren eigenartigen Worten und Wendungen den Darstellungen einen lebenswahren, volkstümlichen und heimatfrohen Ton, der bei jedem Freunde echten Humors anklingt, das Herz erwärmt und den Sinn erfreut. Das Bändchen sei allen Freunden nicht nur ostpreußischen, sondern überhaupt guten Humors zum Lesen und Vorlesen empfohlen. Es ist mit den drolligsten urwüchsigen ostpreußischen Dialektechtheiten gewürzt, über die auch der ernsteste Griesgram lachen muß. Freilich kann die mehr oder minder sichere Anwendung von Provinzialismen der Sprache nicht den Mangel poetischer Kraft ersetzen. Es fehlt uns nicht an Dichterwerken aller Art, in denen „Schmand" für Sahne, „Lucht" für Hausboden usw. reichlich angewendet wird, ohne daß dadurch auch nur der bescheidene Reiz heimatlicher Erinnerungen erweckt wird. In „Tante Malchen" tritt uns ein Stück echt menschlichen Gemütslebens vor Augen, und da kommt auch die anziehende Kraft der heimatlichen Sprechweise zur Geltung und macht uns das Bild liebenswürdig — —.

Baudenkmäler in Altpreußen.

(Nachdruck verboten.)

Ein Bauernmuseum in der Kassubei. Der Provinzialkonservator für Westpreußen, Herr Kreisbauinspektor B. Schmid in Pr. Stargard, hat an die Kommission zur Verwaltung der westpreußischen Provinzialmuseen in Danzig eine Denkschrift über die Erhaltung eines kassubischen Bauernhauses zu Sanddorf, Kreis Berent, gesandt. Ihres allgemeinen Interesses wegen bringen wir das Wesentliche aus der Denkschrift hier mit Erlaubnis des Herrn Verfassers zum Abdruck:

„Die wissenschaftliche Forschung über das Bauernhaus liegt nicht viel über ein Menschenalter zurück; erst die Schriften von Rudolf Henning und von August Meitzen haben eine feste Grundlage geschaffen, auf der jetzt allseitig weitergearbeitet wird. Im Jahre 1895 begann der Verband deutscher Architekten- und Ingenieurvereine mit dem großen, jetzt nahezu abgeschlossenen Werk: „Das Bauernhaus im Deutschen Reich und seinen Grenzgebieten", und schuf damit eine annähernd erschöpfende Darstellung aller in Deutschland beobachteten Hausformen als unschätzbare Quelle neuer ethnologischer Forschung. Auch Westpreußen hat in diesem Werk auf Grund neuer und selbstständiger Studien Berücksichtigung gefunden. Aus älterer Zeit sind nur zwei Arbeiten zu verzeichnen: ein Aufsatz von C. Hacker in der Zeitschrift des historischen Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder und einige Abschnitte in Meitzens großem Werk über Siedlungen usw.

Als notwendige Ergänzung aller theoretischen Erkundung muß die praktische Erhaltungsarbeit bezeichnet werden. Die Lebensgewohnheiten haben sich gegen früher zu sehr geändert, und mehr als bei den öffentlichen Bauten, den Kirchen und Wehranlagen besteht hier die Gefahr, daß uns im Laufe weniger Jahrzehnte der wichtigste Anschauungsstoff für die Volkskunde verloren geht. Wohl bleiben die Gelehrten durch die bildlichen Aufnahmen im Besitz der einmal gewonnenen Kenntnis, wie ihnen ja auch das althellenische und das pompejanische Haus nicht fremd sind; unser Volk verliert aber allmählich den Zusammenhang mit seiner Vergangenheit und die für die Gegenwart nicht zu entbehrende Kenntnis von den Grundlagen unserer Kultur.

Daher haben sich in neuester Zeit im Verein mit den andern Arbeiten der Denkmalpflege überall Bestrebungen gezeigt, Bauernhäuser in ihrer alten Form nur als Schaugegenstand zu erhalten und sie nötigenfalls in die Gärten besonderer Freilichtmuseen zu übertragen. Die skandinavischen Völker sind hier bahnbrechend vorgegangen und haben eine stattliche Anzahl alter Bauernhäuser (und auch Holzkirchen) mitsamt ihrer vollständigen inneren Einrichtung in besondere Museumsgärten übertragen. In Deutschland ist die nördlichste Grenzprovinz auf diesem Wege gefolgt und hat im Weichbild der Stadt Husum ein altes Sachsenhaus wieder aufgebaut.

Zahlreicher sind bei uns die Museen, die nur einzelne Innenräume samt ihrem Mobiliar zur Anschauung bringen. Auch hier steht Schleswig-Holstein an der Spitze mit seinen Museen zu Altona, Flensburg, Glückstadt, Kiel, Meldorf u. a.; es seien dann noch das Hamburger Kunstgewerbemuseum, das Berliner Volkstrachtenmuseum, das germanische Nationalmuseum zu Nürnberg, das Stettiner Museum (mit der Weizackerstube) u. a. m. genannt.

Allerorts macht sich nun endlich das Bestreben geltend, die alten Häuser als Schmuck der Landschaft zu erhalten und womöglich die Neubauten ähnlich zu errichten; bei der Eigenart der deutschen Mittelgebirgslandschaft wird dies ohne weiteres jedem verständlich, der einmal im Thüringerland oder in den Gauen des Rheins gewandert ist. Namentlich in Meiningen, im Schwarzwald und in Oberbayern wird dieses Ziel erstrebt. So hätten wir drei Wege zur Erhaltung bäuerlicher Kulturdenkmäler: die Einzelstube im Stadtmuseum, das Freilichtmuseum in der Stadt und das Museumshaus in der ursprünglichen Landschaft.

Nach diesen Vorgängen muß es als eine der vornehmsten Aufgaben für die heimische Denkmalpflege bezeichnet werden, die in unserer Provinz vorkommenden Bauernhausformen zu erhalten. Bis jetzt ist nur geringes Material, ausschließlich an Trachten und Geräten, gesammelt, im Schloß Marienburg und in der Sammlung des Kopernikusvereins zu Thorn; in der östlichen Schwesterprovinz haben die Altertumsgesellschaft Prussia und der Oberländische Geschichtsverein auf diesem Gebiet gearbeitet. Doch kann alles dies nicht als ausreichend erachtet werden. Welches Programm soll nun für die weitere Arbeit aufgestellt werden? In erster Linie sind die Landesteile, in denen noch eine abgeschlossene ältere Kultur vorhanden ist, zu berücksichtigen und durch ein bis zwei ältere Häuser von typischer Gestalt zur Anschauung zu bringen. Diese sind: das Werder, Hela und die Kassubei. In zweiter Reihe kommt die Elbinger Höhe in Betracht und schließlich die in den übrigen Teilen in Einzelformen erhaltenen Reste alter Kultur, zu denen auch die sehr merkwürdigen Laubenhäuser in dem Städtchen Gollub zu zählen sind. In allen Fällen ist die Erhaltung je eines vollständigen Hauses durch Ankauf seitens einer Korporation des öffentlichen Rechts zu erstreben; ob dies im Heimatdorf oder in den Anlagen einer Stadt zu erfolgen hat, muß je nach den Umständen beurteilt werden. Die Städte Thorn, Culm, Graudenz, Marienburg, Elbing böten wohl Platz für ein Freilichtmuseum, während es in Danzig an einem geeigneten Platz bis jetzt mangelt. Vielleicht ist aber der Weg der Erhaltung unmittelbar an Ort und Stelle hier gangbar. Bisher fehlte es an den wissenschaftlichen Vorarbeiten und an den Männern, die sich für ein derartiges Unternehmen interessierten — den beiden wichtigsten Voraussetzungen hierfür. Die Anregung zu einem solchen Vorgehen liegt jetzt aber vor und läßt sich auch begründen. Im Kreise Berent, zu Sanddorf bei Alt-Bukowitz, befinden sich noch mehrere Schurzbohlenhäuser, unter denen eins mit breiter Giebellaube die Merkmale besonderer Altertümlichkeit zeigt, auch in der nur wenig veränderten innern Anlage. Ethnologisch gehört diese Gegend noch zur Kassubei, dem



Kassubisches Bauernhaus in Sanddorf.
(Platte aus dem Denkmalarchiv der Provinz Westpreußen.)

Sitz eines slawischen Volksstamms, der mit den Polen wenig Beziehungen hatte und sich in Sprache und Geschichte selbstständig entwickelte. Tetzner hat in seiner „Geschichte der Slawen in Deutschland“ auch die Kassubenhäuser besprochen, doch nur die der pommerschen und Lebakassuben, während Westpreußen ziemlich leer ausgeht; auch genügen seine Abbildungen nicht ganz. Soweit ich die nördlichen Kreise Pommerellens kenne, sind Beispiele alter Laubenhäuser jetzt schon sehr selten, und es ist zu erwarten, daß in wenigen Jahrzehnten mit allen alten Holzbauten aufgeräumt ist.

Als eine seltene und mit Freude zu begrüßende Erscheinung ist das Interesse zu bezeichnen, das der Lehrer Gulgowski in Sanddorf der Geschichte seiner Heimat entgegenbringt. Das in den Textbildern dargestellte Haus sollte von seinem bisherigen Besitzer abgebrochen werden, und Herr Gulgowski regte es an, dieses Haus als Kulturdenkmal anzukaufen und zu erhalten. Ueber die künftige Verwendung schreibt Herr G.:

„Das Haus wurde vor einigen Jahren im Innern erneuert, das heißt, der altertümliche Kamin wurde kassiert und ein neuer errichtet. Da mir aus Angaben alter Leute und besonders eines alten „Dorfmaurers“ die frühere Einrichtung genau bekannt ist, so wollte ich wieder den Kamin in seiner ursprünglichen Art aufbauen lassen. Auch das Innere des Hauses wollte ich möglichst in die alte Fassung bringen. Das Haus soll dann eine Art „Dorfmuseum“ werden. — Eine charakteristische Bauerneinrichtung, die man als typisch für den Volksstamm ansehen könnte, hat sich in ihrer Vollständigkeit nirgends mehr erhalten. Man findet aber noch unter dem Volk einzelne Stücke, als: Truhen, Schränke, Ofenbänke, Stühle, Bilder, Handmühlen, Graupenmühlen, alte Häckselladen, auch Ueberreste von Trachten. Das wollte ich alles sammeln, um es in diesem Hause unterzubringen. Einzeln haben die Gegenstände vielleicht gar keinen oder nur wenig Wert, in ihrer Gesamtheit könnten sie für den Ethnologen einen wertvollen Schatz bedeuten.“



Das Bauernhaus am Wdzizensee.
(Platte aus dem Denkmalarchiv der Provinz Westpreußen.)

Dieser Plan muß als sehr verständig bezeichnet werden, so seltsam es auch klingen mag, mitten in der Kassubei, mehrere Meilen von der Eisenbahn abgelegen, ein Bauernmuseum zu gründen. Wesentlich ist nur, daß ein mit den örtlichen Verhältnissen vertrauter Mann diese Sache erst einmal lebensfähig macht. Ist erst ein derartiges wertvolles Quellenmaterial zur Volkskunde zusammengebracht, so wird es unserm Zeitalter nicht schwer fallen, dieses zu erhalten, sei es in Danzig oder an Ort und Stelle. Letzteres verdient freilich den Vorzug, wie ein Blick auf das anmutige Landschaftsbild am Wdzizensee erweist.“

Soweit die Denkschrift des Provinzialkonservators. Wir wünschen diesen Bestrebungen vollen Erfolg. Gerade für Westpreußen ist es dringend notwendig, solche für die Volkskunde wichtigen Bauten zu erhalten und dem Wanderer durch die einsamen, doch anmutigen Waldreviere Pommerellens Gelegenheit zu bieten, den Zusammenhang zwischen der Landschaft und dem Wesen ihrer Bevölkerung zu studieren.

Unterhaltender Teil.

Aus Ostpreußen, meiner Heimat.

Von Otto Stadie.

II.

„Sei mir gegrüßt am Straßenrand,
Mein alter Markenstein!
Ich fahre in mein Vaterland,
Mein Vaterland hinein.“ — —

Moritz Graf Strachwitz.

Der alte Balk, der jeden Morgen sein Vieh zum Steintor hinaus die Trift entlang trieb, hatte schon lange den Basthut mit der Pudelmütze vertauscht, auf den Feldern qualmte der erste Kartoffelstrauch — die Schwalben saßen in langen Reihen auf den Telegraphendrähten, um für die große Reise auszuruhen — auf dem Kirchplatz warfen die Jungen nach Kastanien und stibitzten die letzten Aepfel aus dem Pfarrgarten — die Drachen stiegen, und ein frischer Wind wob silberne Fäden in den sonnigen Tag — es war Herbst geworden.

Leise raschelnd wühlte sich jeder Lufthauch in das dünne Laub, das den Boden bedeckte. Die Sonne schien goldig aus einem wolkenlosen Himmel — ein einsamer Schmetterling irrte über die leeren Felder.

Zwischen kahlen Stoppelfeldern schimmerte schon hin und wieder ein grüner Saatstreifen, und diese zarten Halme waren gleichsam ein Symbol neuer Lebenshoffnung inmitten dieses Sterbens rings umher.

Verfärbte Blätter lösten sich von den Zweigen und flatterten zur Erde — in das weite Grab. Ueberall Ruhe und Frieden, soweit man an einem klaren Herbsttage blicken konnte — Friedhofstille — — der Sommer schied ohne laute Klage. — — —

Nachdem das hastige Treiben frohen Erntens vorüber war und Ruhe und gemächliche Ordnung in die kleine Ackerbürgerstadt einzog, rüstete man zu einem seltenen Feste: der alte

viereckige Torturm, der sich noch jugendlich trotzig in die Höhe reckte, verwahrte nunmehr fünf Jahrhunderte hindurch den Eingang zur Stadt. Die ehrwürdigen Linden, die er aus dem Keime hatte entstehen sehen und die ihn jetzt weit überragten, warfen müde ihr fahles Laub gegen seine Quadern, der rostige Sturmhahn bewegte sich mühsam; ein frischer Wind fegte in die schmalen gotischen Fenster hinein und fuhr auf der anderen Seite eilig wieder heraus, als fürchtete er die Fledermäuse, die da drinnen zwischen dem alten Mauerwerk nisteten.

Durch das Tor gingen Jahr für Jahr die Menschen ein und aus, doch niemand kümmerte sich um das ehrwürdige Werk, das fremdartig einsam dastand, als gehörte es nicht mehr in diese Welt.

Doch jetzt, als sich der Bürgerstolz auf das Alter seiner Stadt besann und ihr halbtausendjähriges Bestehen würdig zu feiern sich vornahm, stand der Turm, der letzte Zeuge ferner Zeiten, im Mittelpunkt der Tagesinteressen.

Der Herr „Burgemeister“ äußerte am Stammtisch, man könne dem kuriosen Turm zu seinem Ehrentage wohl eine neue Kappe in Gestalt eines schönen roten Ziegeldaches aufsetzen und ihm über alle Risse und Schrammen ein weißkalkenes Wämslein anziehen. Da stimmte der nüchterne Krämersinn der Stadtväter ihm gerne zu.

Was hatte man doch heutzutage mit der Romantik halbzerfallener Gemäuer zu tun? Einzelne Stimmen hatten gar gewagt, auf den unbequemen Trotz des Turmes hinzuweisen, mit dem er sich der Ausdehnung der Stadt entgegensetzte. Die letzte Stadtverordnetensitzung brachte einen harten Streit.

Seit jenen fernen Tagen, als ein derzeitiger hochweiser Stadtrat sich den Uebergriffen des Lehnsherrn kühnlich entgegenzusetzen entschloß, hatte nie eine Angelegenheit die Gemüter der ehrsamen Stadtväter so erhitzt als jetzt, da man eine stets umgangene Kardinalfrage anrührte. Der „Burgemeister“, der, erst seit kurzem in seinem Amt, natürlich nichts von Tradition in seinem Herzen trug, begeisterte sich für den Plan, mit dem engen Steintor ein öffentliches Hindernis wegzuräumen.

Als denn auch die meisten zu seiner Ansicht hinüberneigten, nahm der alte Brauer Westphal, dessen Haus dem Tor zunächst stand, das Wort zu einer grimmigen Rede, für die ihm liebe Jugenderinnerungen die zornige Kraft liehen.

Wie er sich erhob, gebeugt und doch wuchtig, da regte sich in manchem der neuerungssüchtigen Ratsherren das böse Gewissen, und stumm schauten sie zu Boden, als der Alte begann:

„Ich bin kein Redner, schadt auch nichts; denn ein Brauer braucht das nicht, wenn nur sein Bier gut gerät. Der alte Konrektor hat immer gesagt: Jungens, laßt euch nie gelüsten daran zu rühren, was die Väter geschaffen haben. Das wollen wir beherzigen, nicht, weil wir das in der Schule gelernt haben, sondern weil es eine schöne Wahrheit ist. Ihr wollt den Turm forthaben!

Was hätte die Großmutter gesagt, wenn Ihr ihr das Häubchen und den Faltenrock genommen hättet? Auf die Finger hättet Ihr bekommen. — Das Alte soll man ehren, wie es ist, so gut, wie Ihr auch von Söhnen und Enkeln geehrt sein wollt.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Er hatte nicht umsonst gesprochen.

Als am Festtagmorgen sich die Sonnenstrahlen aus den Nebeln rangen und das Städtchen an seinem Jubeltage freundlich grüßend umfaßten, da stand der alte Turm unverändert da, nur bunte Wimpel flatterten lustig von den Zinnen, und der Torbogen war mit Kränzen freundlich geziert.

Ein kleinstädtisch prunkvoller Festzug zog zum Steintor hinein, und die schmetternden Klänge eines frischen Marsches brachen sich an seinen Mauern wie einst die Fanfarenrufe reisigen Volks.

Am Abend saß man in den weiten Räumen des alten Brauhauses beisammen, und um den Westphal, der sich so tapfer für den Turm in die Schranken gestellt hatte, bildete sich ein Kreis wackerer Zechkumpane. Da nun das Steintor eine so große Rolle gespielt, gedachte man seiner und seiner Geschichte. —

Draußen in der mondhellen Nacht stand einsam der Torturm und hielt treulich Wacht, doch die Torflügel schloß man längst nicht mehr. Die Stadtuhr verkündete bedächtig die späte Stunde, und vom nahen Markte hörte man den Ruf des Wächters.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Erinnerung ist nur die traur'ge Asche
Des abgebrannten Schlosses!“

Grabbe, Barbarossa.

*

Vor Jahrhunderten, als die Wälder sich noch dicht und wild über das Land zogen, saßen hier heidnische Natanger und hüteten die Grenze gegen die litauischen Nachbarn. Das steile Flußufer entlang zogen sich starke Befestigungen hin, rohe Wälle und tiefe Gräben.

Hier tobten die ersten Kämpfe zwischen den Heiden und den eindringenden Kreuzrittern. Lange, ermüdende Kriegsjahre konnten erst die zähe Kraft der Eingeborenen brechen. Zwiespalt unter den einzelnen Stämmen half dem Orden siegen; der nadrauische Häuptling Tirsko nahm das Christentum an und kämpfte unter dem Kreuze gegen seine Nachbarn. Landmeister Burchard von Hornhausen erstürmte die starke Burg Kapostete. Von hier aus verheerte er das Land mit Brand und Raub und brach die anderen Wehrburgen: Ochtolitten, Unsatrapis und Angeteten.

Doch der starre Freiheitssinn der Natanger mochte sich nicht dem fremden Joche eingewöhnen, sie verbanden sich mit den unzufriedenen Nadrauern und siegten unter Herkus Monte über den Orden in mehreren Treffen. Doch nach dem Tode des heldenhaften Führers vermochten sie sich nicht mehr lange gegen die überlegene Kriegskunst der Ordensritter zu behaupten und unterwarfen sich von neuem. Dietrich, Vogt vom Samland, brach ihre Festungen, und Konrad von Trierburg verwüstete das flache Land. So entstand eine furchtbare Wildnis, durch die später Dietrich v. Altenburg drei Friedwege legte und sie mit Verhauen, Wällen und Blockhäusern befestigte.

Die Durchgänge durch diese Wildnis verwahrten Wildhäuser, kleine Burgen ohne Vorburg.

Unter ihrem Schutze bildeten sich deutsche Ansiedlungen, deren Insassen das fruchtbare Tal bebauten und den Wald lichteten.

So entstand ein Dorf, später die Stadt.

Burg und Kirche hatten ihre eigenen Mauern. Die Kirche war eine Fliehburg für die Landbevölkerung, und nach der auf dem anderen Flußufer befestigten Kapelle führte ein unterirdischer Gang.

Zu Beginn des Städtekrieges erstürmten die rebellischen Bürger mit Hilfe starker Nachbarn die Burg und warfen ihre Mauern nieder. Die Vergeltung traf die Stadt hart. Ein Ordensheer nahte heran und bezwang die trotzigen Bürger. Die Stadt wurde ganz zerstört, die Türme fielen, die Mauern wurden gebrochen. — —

Der letzte Hochmeister war zur lutherischen Lehre übergetreten und hatte das Ordensland zu einem weltlichen Herzogtum gemacht. Die Kreuzritter entsagten ihren Gelübden und erhielten Landgüter und Ehrenstellen.

Die Kapellen vor der Stadt verfielen, nur der unterirdische Gang soll sich noch erhalten haben, wie die Volkssage überliefert.

Während der nächsten Jahrhunderte zogen Krankheit und Kriegsnot oft in die Mauern ein. Was dem Feinde entging,

verfiel der Wut der Naturkräfte: Ueberschwemmungen und Feuersbrünste suchten die Bürger schwer heim.

So rettete sich wenig aus der Vergangenheit in die Tageshelle der Gegenwart.

Die Kirche zerstörte ein Blitzstrahl, und das alte Rathaus brannte nieder. Nur das Steintor blieb erhalten. Die Stadtmauern sind verschwunden, doch die mächtigen Unterbauten hat man gefunden.

Der Landmann fand oft im Acker altes Gewaffen, und wenn man den Fluß entlang streift, bemerkt der kundige Beobachter noch die verwischten Formen heidnischer Umwallungen — heute weiden in den steilen Schluchten Schafe und Ziegen, und die Jungen schneiden sich ihre Stöcke und suchen Haselnüsse. —

„Mein Blut ist warm, mein Herz ist jung,
Gern läuft es fort mit mir,
Gern schwingt es der Begeisterung
Glutfarbiges Panier;
Es wühlt noch gern mit Kindersinn
Im alten Sagenwust . . . . .“

Moritz Graf Strachwitz.

Fahrplan, gültig für Oktober 1906.

Samlandbahn.

			†	F	S							†	F	S
5.40	9.30	1.35	8.15	11.00	12.53	ab	Königsbg.=Smldbhf.	an	7.40	11.05	3.40	7.00	6.30	8.00
5.58	9.42	1.50	8.30	11.15	.	↓	Trenker Waldhs.	↑	7.26	10.54	3.21	6.46	6.16	.
6.17	9.56	2.04	8.44	11.29	1.16		Mednicken		7.12	10.41	3.02	6.31	6.02	7.38
6.36	10.13	2.21	9.01	11.46	1.28		Drugehnen=Galtg.		6.55	10.26	2.44	6.13	5.45	7.26
6.56	10.21	2.32	9.10	11.55	1.35		Marienhof		6.48	10.19	2.35	6.06	5.38	7.19
7.11	10.32	2.43	9.21	12.06	.		Watzum=Pobeth.		6.35	10.07	2.18	5.51	5.23	.
7.33	10.49	3.00	9.36	12.23	1.57		Neukuhren		6.18	9.50	1.57	5.33	5.06	6.57
7.46	10.58	3.09	9.47	12.32	2.06		Rauschen		6.09	9.42	1.45	5.24	4.57	6.48
8.03	.	.	.	.	2.16		Rauschen Düne		.	.	.	5.17	4.50	6.42
8.09	11.05	3.16	9.54	12.39	2.20	↓	Georgenswalde	↑	6.02	9.35	1.36	5.02	4.35	6.33
8.15	11.10	3.20	9.58	12.43	2.25	an	Warnicken	ab	5.57	9.30	1.30	4.57	4.30	6.28

† = Zug verkehrt täglich außer Freitags. F = Zug verkehrt nur Freitags. S = Zug verkehrt nur **Sonntags im Oktober.**

Haffuferbahn.

			†	S								†	S
5.45	11.50	5.00	1.30	—	ab	Elbing=Stadt	an	8.33	1.11	8.00	—	4.45	—
6.27	12.33	5.38	2.00	—	↓	Steinort	↑	7.57	12.35	7.18	—	4.15	—
6.35	12.40	5.45	2.07	—		Reimannsfelde		7.48	12.25	7.10	—	4.08	—
6.54	12.57	6.04	2.22	—		Panklau		7.28	12.08	6.51	—	3.54	—
7.19	1.14	6.24	2.35	3.50		Tolkemit		7.13	11.54	6.33	—	3.41	3.36
7.43	1.46	6.54	—	4.22		Frauenburg		6.42	11.22	5.57	9.00	—	3.04
8.11	2.14	7.19	—	4.48	↓	Braunsberg Obertor	↑	—	10.54	5.30	8.33	—	2.39
8.18	2.21	7.26	—	4.56	an	Braunsberg Ostbahnhof	ab	—	10.45	5.23	8.25	—	2.31

† = Zug verkehrt **täglich** im **Oktober**, ab **1. Nov.** nur an **Sonn- u. Feiertagen.** S = Zug verkehrt nur **Sonntags im Oktober.**

Inhaltsverzeichnis. Nr. 7.

Verantwortliche Schriftleitung: L. Wende in Elbing. — Druck und Verlag: E. Wernichs Buchdruckerei in Elbing.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Romane und Novellen:

Historische Artikel:

Beschreibende Artikel:

Allgemeine Artikel:

Volkssagen:

Seite

Volkstümliches in Westpreußen:

Gedichte und Lieder:

Kunst- und Naturdenkmäler:

Vereine:

Bäder und Kurorte:

Geschichte und Altertum:

Kunst und Wissenschaft:

Fauna und Flora Altpreußens:

Reise und Verkehr:

Spiel und Sport:

Verschiedenes:

Literatur:

Manuskripte!

Die Redaktion des „Wanderer“ bittet um Einreichung fesselnd geschriebener Manuskripte: Reiseschilderungen; Beschreibungen von Städten, Dörfern, Burgen, Ausflugs-, Kur- und Badeorten, namentlich aus Ostpreußen. Die Artikel haben nur einen Wert für uns, wenn ihnen gute Photographien beigelegt sind. Honorarforderung ist anzugeben. Prüfungszeit zehn Tage.

Verkehrs-, Verschönerungs- und Sportvereine bitten wir um Einsendung von Vereinsberichten.



Verantwortliche Schriftleitung: L. Wende in Elbing. — Druck und Verlag: E. Wernichs Buchdruckerei in Elbing.